

Portrait

Ein Orchester, in dem Musiker aus aller Welt ihre Instrumente erklingen lassen.

►► Seite 3



Auf Achse

Über Menschen, die unterwegs zuhause sind und über andere Reisende.

►► Seiten 4–9



Journalismus Werkstatt

Junge Menschen schnuppern Redaktionsluft und lernen interkulturellen Journalismus.

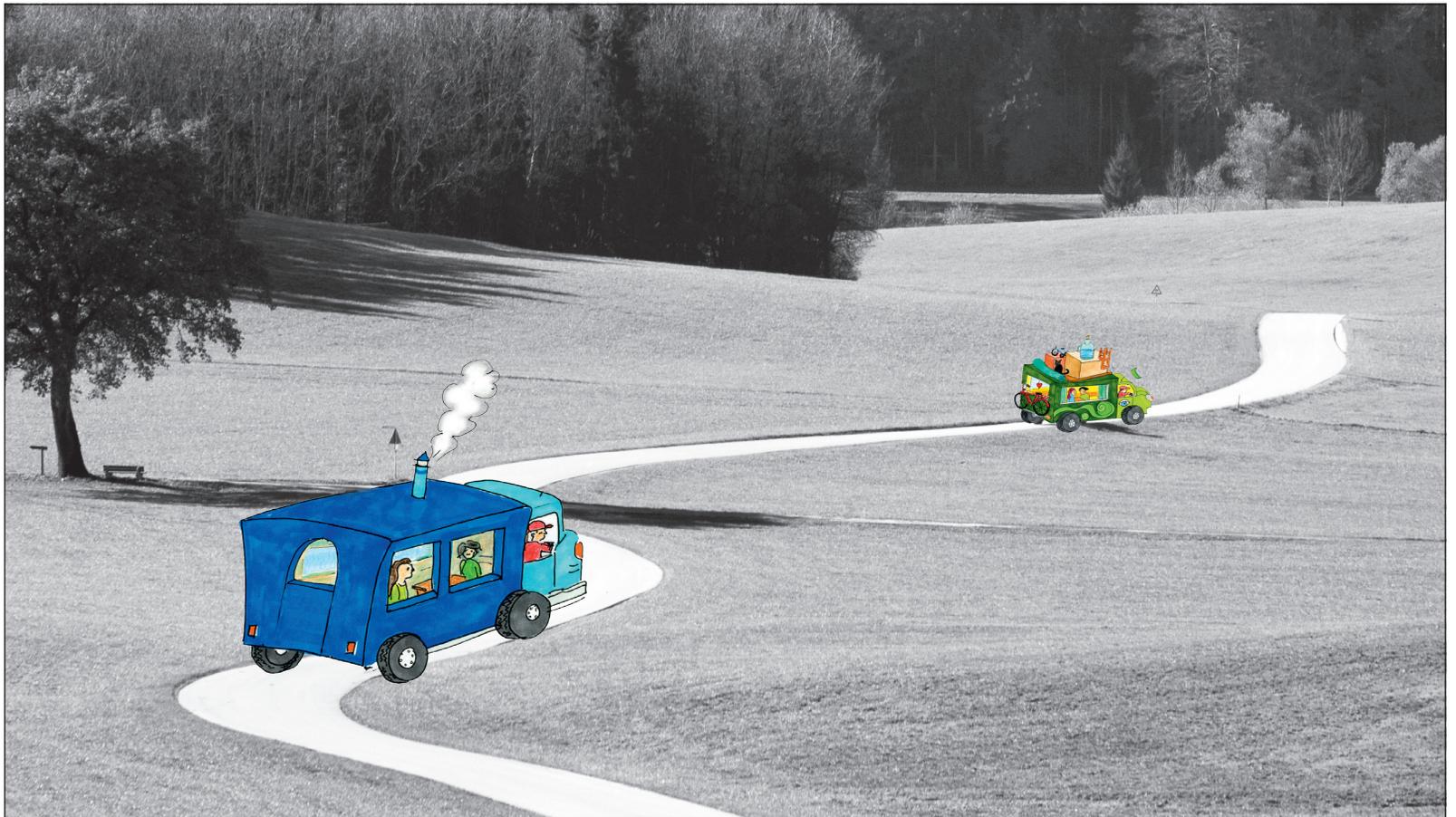
►► Seiten 10–11



Kultur

Kater Hermann zu Tisch; Rückkehrer, zerrissen zwischen den Kulturen; Schlagbaumi, Butterbrotti, Zifferblatti und mehr.

►► Seiten 13–14



▲ **Nomaden unserer Zeit** werden im Vergleich zur sesshaften Bevölkerung von Politik und Gesellschaft häufig diskriminiert.

Illustration: Carmen Luna, Foto/Montage: kwasibanane

Tien päällä apo drom Yolda **Auf Achse** В ПУТИ 流浪
 旅の途上にて Sulla strada On the Road En el camino Dörchen
 caminando Úton Στο δρόμο यात्रा मा जानु

»Gerade diejenigen, die so gerne mit dem Wohnwagen in den Urlaub fahren, können oft die Wagenburgler nicht leiden. Doch woanders wollen sie diesen Lebensstil ausprobieren und bauen auf Campingplätzen ihre Wagenburgen«, sagt eine Freundin, die selbst viel Erfahrung mit anderen Lebensentwürfen hat.

»Lustig ist das Zigeunerleben«, so lautet ein Volkslied«, sagt ironisch mein Sinto-Interviewpartner: »Wenn wir aber mal am Waldrand stehen, wird gleich

die Polizei oder die Feuerwehr gerufen. Früher hat man in Deutschland vom »Fahrtrieb« bestimmter Völker gesprochen. Wieso spricht niemand vom »Sesshaftigkeitrieb«?«, scherzt er.

Kein fester Wohnsitz als Ort der Identität – vielen erscheint dies seit dem Mittelalter als unverständlich und gefährlich. Doch auch die Vorurteile wandeln sich. Musiker, Schausteller und Artisten waren und sind Reisende; früher galten sie als Vertreter unehrlicher Berufe.

Später wurden unkonventionelle mittellose Künstler verachtend als *Bohème* beschimpft. Das Wort kommt von der französischen Bezeichnung für die Roma aus Böhmen. Erst später bekamen die Bezeichnung und das Milieu allmählich ihr trendiges Image bis hin zur *digitalen Bohème*. Heute liegt ein neuer Typus von Reisenden im Trend: Nicht *Immigranten* oder *Auswanderer sondern Moover* oder *Roamer*. Sie sind immer unterwegs, reisen von Land zu Land, um persönliche oder

berufliche Ziele zu realisieren. Ist ein Lebensstil *auf Achse* heute also eher anerkannt? Darüber erfahren Sie mehr in unserem Schwerpunkt.

Gehören zu einem Leben *auf Achse* auch Abenteuer und Musik? Abenteuer kann man bereits in der Ausländerbehörde erleben, und um Musik bei einer ungewöhnlichen Orchesterprobe geht es in unserem Portrait. Für neue Blickwinkel in dieser Nummer sorgen auch die AbsolventInnen unserer **In**Zeitung-Journalismus-Werkstatt.

Elele ilerye

Von Marie Gippert

»Elele ilerye – Hand in Hand gemeinsam voran«: Schon der zweisprachige Name deutet darauf hin, dass etwas zusammengebracht werden soll: Menschen, Vorstellungen und Aktivitäten.

Auch Sare Sagdic-Begas, erfahren in der Jugendarbeit in Moscheen, und die langjährige pro-familia-Mitarbeiterin Annette Joggerst arbeiten Hand in Hand. Gemeinsam besuchen sie Moscheen, Teestuben, Vereine und andere Institutionen, wo Ideen und Interessen ausgetauscht werden, um neue Angebote zu sexueller Bildung zu entwickeln.

»Dies erfordert viel Sensibilität und Aufeinander zugehen, ebenso wie das Erkennen von Unterschieden und Grenzen«, erzählt Frau Joggerst. »Häufig sind es keine religiösen Regeln, sondern kulturelle Vorstellungen und Gewohnheiten, die zu verschiedenen Einstellungen oder Umgangsformen führen. Dabei sind die Unterschiede zum Teil nicht so bekannt.«, ergänzt Sare Sagdic-Begas.

Oft ist es die Art der Vermittlung, die Feingefühl erfordert. So erkundigt sich Frau Sagdic-Begas in einem Kurs zu sexueller Aufklärung für geflüchtete Frauen z. B. erst nach dem Einverständnis, anstatt die Teilnehmenden einfach mit Ungewohntem wie Modellen von Geschlechtsorganen zu konfrontieren. Dann sind die Frauen meist neugierig.

Bei gemeinsamen Aktivitäten für Menschen verschiedenster Hintergründe können im Austausch Vorurteile abgebaut werden. So wird das Kopftuch z. B. häufig mit der Unterdrückung von Frauen gleichgesetzt. Gleichzeitig besteht auf der anderen Seite oft die Annahme, dass langfristigen Bindungen und Ehe keine Bedeutung beigemessen werden. Elele ilerye ist ein Prozess des Erkundens, Ausprobierens und voneinander Lernens.

■ **Terminvereinbarung:** 0761 29625-87, sare.sagdic-begas@profamilia.de

Unterstützen Sie

mit Ihrer Spende MigrantInnen als Akteure in den Medien.

- Ab 18€ Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die InZeitung kommt immer zu Ihnen nach Hause.
- Mit einer Spende ab 100€ tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.
- Auch jeder kleine Beitrag hilft die InZeitung zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V.
Stadtkasse Freiburg
IBAN DE55 6805 0101 0013 3881 59
BIC FRSPDE66XXX

Wir danken

den SpenderInnen: IBiS – Interkulturelle Bildung und soziale Arbeit im Stadtteil e.V., Matthias Kropf

Leserbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

■ *Ich bin Dozent und Schriftsteller, geboren im Nepal, lebe in Freiburg. Ich habe Zoologie und Botanik in Nepal, Sozialarbeit und Medizin in Freiburg und Creative Writing in Freiburg und UK studiert. Ich schreibe über ökologische, medizin-ethnologische und kultur-ethnische Themen. Ich habe mein Leben dem Schreiben gewidmet, da Literatur eine der wichtigsten Wege ist, um die Kulturen kennen zu lernen. Ich bin seit neulich Direktor von Writers Capital International Foundation, Germany und will die Leser, die schreiben, motivieren, mitzumachen. Unsere Ziele*

sind wissenschaftliches Interesse an der Literatur zu erzeugen und zu fördern und für die Popularisierung verschiedene Formen der Literatur – auch Migrantrnliteratur aus der ganzen Welt zu arbeiten. Unsere Adresse: www.writerscapital.org Satis Shroff



Foto: kwasibanane

Mit »FAIR way« auf den Fahrradweg

Von Nikita Sivertsev

Das Kopftuch wird verschoben, damit der Helm richtig auf dem Kopf sitzen kann. Das Training geht schnell voran, weil jede Lernende eine eigene Lehrerin bekommen hat. Die Sportwissenschaftlerinnen Shahrzad Mohammadi, Clara Speidel und Lena Pawelke haben sich zum Ziel gesetzt, geflüchteten Frauen das Fahrradfahren beizubringen und verwirklichen es durch ihr Projekt »Bike Bridge«.

Es ist weitaus mehr als nur ein Bewegungsangebot und das Erlernen einer nützlichen und schnellen Fortbewegung. Die

geflüchteten Frauen und auch ihre Trainerinnen lernen sich in einer anderen Sprache mit Menschen mit völlig anderen Geschichten zu unterhalten. Bei einem gemeinsamen Lernen fallen die Barrieren und es bleiben Menschen.

»Bike Bridge« ist nur eins der vielen von »FAIR ways« im Jahr 2016 geförderten Projekten. Seit nun schon mehr als fünf Jahren versammelt der SC Freiburg unter dem Label »FAIR ways – Wir übernehmen Verantwortung« zusammen mit seinem Vermarktungspartner Infront Partner, die sich wie der Sport-Club aktiv dem Thema Nachhaltigkeit stellen. Der »FAIR-ways-Förderpreis« wird gemeinsam seit 2011 vergeben. Dafür bewerben können sich Projekte, die sich im Bereich der Bildung und Ausbildung, mit der Nutzung und Förderung regenerativ erzeugter Energien oder für die Umwelt und den Klimaschutz engagieren. Von Jahr zu Jahr stieg die Zahl

der geförderten Gruppen. Im letzten Jahr waren es bereits 29, unter ihnen auch die InZeitung. »Das Ziel ist nicht allein die Projekte finanziell zu unterstützen, sondern auch, dass die einzelnen Institutionen miteinander vernetzt werden. Viele kleine Gruppierungen sind darauf angewiesen, dass mehr Menschen auf sie aufmerksam werden«, sagt Tobias Rauber, Leiter Gesellschaftliches Engagement des Sport-Club Freiburg. Dies erreicht »FAIR ways«, indem alle geförderten Projekte zu einem gemeinsamen Treffen eingeladen werden oder mit der Vorstellung der Projekte im HEIMSPIEL, dem Stadionmagazin des SC.

- ▶▶ bikebridgefreiburg@gmail.com
- ▶▶ www.facebook.com/bikebridgefreiburg

▼ **Bike Bridge.** Nicht nur die Fitness soll erhöht werden. Foto: Lena Pawelke



Wie Luft und Wasser, wie ein Geschenk

Das Heim und Flucht Orchester im Portrait

▲ **Das Heim und Flucht Orchester Freiburg** bei der Orchesterprobe. Fotos: kwasibanane

Johanna

Meine Geige habe ich von meinem Onkel geerbt und er hat sie von meinem Opa. Gekauft hat Opa sie in Äthiopien, wo er gearbeitet hat. Mein erster Musiklehrer in Weimar war Musikschuldirektor, dann war es sein Sohn. Ich habe die Geige zwischendurch gehasst, aber dann habe ich sie lieben gelernt. Man braucht so viel Disziplin am Anfang, und muss so viel investieren, aber später weiß man, wofür.

Flijurim

Für mein Keyboard habe ich gespart, es ist ein uraltes Modell, aber man muss auch zufrieden sein. Schon als Kind, in Serbien, hab ich Keyboard gemocht, auch weil mein Onkel es so schön spielte. Und ich bat diesen Onkel, mir etwas beizubringen. Ich lernte dann selber weiter, nur Noten lesen konnte ich nicht lernen. Wenn ich gute Laune habe, dann spiele ich; wenn der Tag schön ist, warum kann ich dann nicht auch schöne Musik machen? Und wenn nicht, dann nicht. Musik ist ein positiver, glücklicher und zufriedener Ort, an dem man sich wohlfühlt, wo man den Alltag vergessen kann.

Julian

Horn ist ein sehr indirektes Instrument, mal warm, mal klangvoll, aber nie so, dass es weh tut. Ich bin kein Profimusiker, mache eine technische Ausbildung, interessiere mich für Politik und Sport. Dieses Orchester ist für mich ideal: hier darf ich meine Lieblingsmusik – Balkan – spielen und gleichzeitig Flüchtlingen helfen. Das ist Pflicht für jeden, der ein positives Menschenbild hat.

Von Viktoria Balon und Luis Trunk de Flores

Im Heim und Flucht Orchester am Theater Freiburg haben sich deutsche und geflüchtete MusikerInnen gefunden und treten schon die vierte Spielzeit zusammen auf.

»Conga ist meine Liebe, Salsa ohne Conga gibt es nicht« – sagt Ro Kuijpers. Im Heim und Flucht Orchester ist sein Gründer nicht Dirigent, sondern Komponist, Maestro und Conga-Spieler.

Im Stadsdeel von Amsterdam, wo Ro aufwuchs, wohnten viele Familien aus Surinam; ihre Musik faszinierte ihn. Mit zwölf nahm er Schlagzeugunterricht, traf Raoul Burnett aus Curaçao, den besten Conga-Spieler Hollands damals, der Ro einiges beigebracht hat. Das Amsterdam der 70er-Jahre mit seinen Hippie-Kneipen war ein tolles Pflaster, Ro spielte schon als Jugendlicher in einigen Bands. Mit 18 wanderte er in die USA aus, weil er das »geil fand«. Das war seine erste Migrationserfahrung. »Mein Englisch war ok, aber langsam. Deshalb fühlte ich mich ab und zu wie ein Trottel und etwas abseits.« Er gründete mit anderen Musikern die Jazz Band Prismatic, – damals eine Kultband in Detroit. »Aber die Automobilindustrie ging unter, 80-stöckige Häuser standen leer. Wir haben gesungen: »Don't Invite Me To The Depression«. Die Stadt ist immer mehr zerfallen... Aber die Musik! Was für tolle Bands! Wahrscheinlich gerade deswegen, der Blues schafft Musik.«

Zurück in Europa reiste Ro Kuijpers mit Latinobands über die damaligen europäischen Grenzen, oft illegal. »Obwohl ich selbst kein Visum brauchte, erfuhr ich, wie das ist, wie »Zigeuner« zu

leben, es hilft andere zu verstehen. Ich bin als Musiker immer unterwegs, aber jetzt bin ich doch gern daheim. Ich bin Weltbürger und in Freiburg fühle ich mich zuhause, weil hier viele andere Weltbürger sind.« Aus diesen Erfahrungen ist die Idee des Heim und Flucht Orchesters geboren.

Aus dem Proberaum erklingt eine tolle Improvisation, Ro ist begeistert und eilt dahin, wir schließen uns an und plaudern miteinander in gemüthlicher Runde mit Bier. Der Hornist Julian erklärt »Musik zusammen zu machen ist eine der nächsten Beziehungen. Hier treffen zwei Welten aufeinander. Einerseits das Strenge der Klassik, auf der anderen Seite dieses Sich-ganz-einlassen, das Aufeinanderhören, das macht Spaß – und ist eine große Herausforderung.« »Manche können Noten, andere nicht, aber in der Musik gibt es viele Sprachen und wir haben eine gemeinsame gefunden«, meint Amjed. »Die Klassiker lernen Improvisieren und Hören und die Anderen lernen Disziplin«, sagt Ro. Flijurim, der vor zwei Jahren kein Wort Deutsch konnte, spricht flüssig und hat jetzt eine Ausbildungsstelle. Ihm droht keine Abschiebung mehr. Doch leider einem anderen Musiker. »Alles was wir hier machen, lässt sich aufs tägliche Leben übertragen – es ist gegenseitige Integration. Ich habe Probleme mit diesem ständigen »Flüchtlingen helfen«, ich frage mich manchmal »Wer hilft wem?«.

»Im Orchester helfen wir uns alle gegenseitig«, ergänzt Flijurim, »und verbessern uns täglich als Menschen. Ob wir es wollen oder nicht, das geht automatisch.« Auch musikalisch geht es bergauf. In diesem Sommer spielte das Orchester unter anderem in einem Flüchtlingswohnheim und bei der Gala auf dem ZMF.

Clarissa

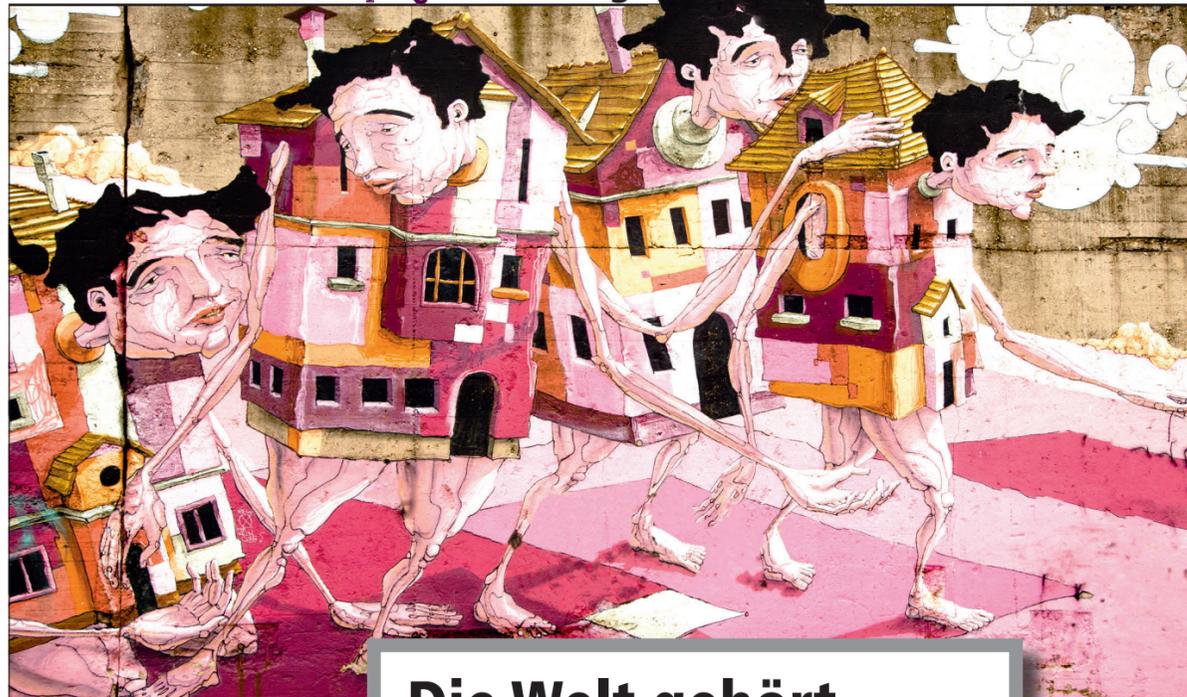
Fagott klingt tief, man kann es nur im Orchester spielen und man kann es mitnehmen, im Unterschied zum Klavier, das ich seit 13 spiele. Ich glaube es war freiwillig, aber ich erinnere mich nicht mehr genau daran, ich war erst fünf. Meine Eltern sind Mediziner, sie lieben Musik, singen im Chor, und wir sind singend aufgewachsen. Ich bin fertig mit dem Abi und habe mich für ein Musikstudium entschieden. Und möchte später gern reisen. Ich war noch nirgendwo, außer bei der Schulfahrt nach Athen.

Maxi

Die Klarinette wurde mir von Lehrern empfohlen, nachdem ich in der Grundschule vier Jahre lang Blockflöte lernte. Ich spielte im Winzerorchester und im Quintett. Bei meinem Praktikum im Stadttheater Freiburg entdeckte ich dieses Orchester und war sofort begeistert! Wenn man aus Dorf und Verein mit Blaskapelle kommt, dann ist das einfach eine ganze neue Welt! Unsere Musik ist wie meine Oma sagen würde »ausländisches Zeug«. Klezmer, Balkan... und dies zusammen mit Leuten zu musizieren, die ohne Noten einfach drauf los spielen – Das bereichert ungemein.

Amjed

Die Oud bedeutet alles für mich. Im Irak spielte ich auch Geige und Saz, aber die Klänge der Oud sind so wie aus dem Herzen kommend. Meine ganze Familie sind Musiker, Jeder spielt was, es wurde täglich musiziert, ich bin aufgewachsen mit Musik und wollte Musiker werden. Dies hat unter anderem auch wegen des Krieges nicht geklappt. Seit ich mich erinnern kann, war immer Krieg und die Leute interessieren sich nicht mehr so sehr für Musik wie in Deutschland. Die Musik ist doch wichtig, wie Wasser, wie Luft, auch um die Erlebnisse zu verarbeiten. Musik ist ein Geschenk, das mir Mut schenkt. Das Orchester ist wie meine Familie und hilft mir gegen das Heimweh.



◀ **Nichtsesshaft aus freien Stücken:** Unter ihnen sind Nomaden, SchaustellerInnen, Sinti, Zirkusmenschen, Obdachlose, fahrende HändlerInnen, Abenteurer, Vagabunden, Moover, Roma, WagenburglerInnen, MusikantInnen, Jenische, Weltenbummler, Wohnmobil-RentnerInnen, ScherenschleiferInnen und mehr.

Streetart von einem Werk des Karlsruher Graffiti-Künstlers Christian Krämer im Rhein-Park Duisburg.
Foto: kwasibanane

Die Welt gehört nicht den Sesshaften

Lebenswelten und Rechte der Reisenden

Von Barbara Peron

Nicht erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts leben wir in einem Zeitalter der Bewegung. In jüngster Geschichte legen wir allerdings in kürzerer Zeit immer größere Wegstrecken zurück. Die Orte, die wir heute ohne große Mühe erreichen können, lagen für unsere Vorfahren noch in unerreichbarer Ferne.

Im Zuge dieser Entwicklung und ihrer sozialwissenschaftlichen Reflexion erleben wir eine Konjunktur von Bewegungstypen, die als neue Leitbilder für eine beweglich gewordene Welt zu gelten scheinen: Die Soziologie klassifiziert sie als Touristen, Kosmopoliten, Nomaden oder Vagabunden. Kosmopoliten gelten heutzutage als eine Art *Global Player*, von der neoliberalen Ökonomie sogar zelebriert und gewürdigt als Prototypen einer neuen Weltordnung.

Doch weder Nomaden noch Vagabunden werden heutzutage wirklich akzeptiert. Während Nomaden im strikten Sinne des Wortes Menschen sind, die aus ökonomischen Gründen eine nichtsesshafte Lebensweise führen, da sie von zyklischen Naturressourcen abhängig sind, sind Vagabunden meist einzelne Individuen, die auf zufällige Gelegenheiten angewiesen sind. Sie *treiben sich herum* um sich ihren Lebensunterhalt zu beschaffen. Mangelnde Akzeptanz erleben auch wandernde Zirkusleute, Schausteller und das sogenannte *»Fahrende Volk«*. Letzteres ist eine Bezeichnung, die für eine Vielfalt verschiedener Bevölkerungsgruppen wie Roma, Sinti und Jenische benutzt wurde. Aufgrund der Vorurteile, die mit der Tätigkeit des Fahrens assoziiert wurden, wie z. B. mit Armut, fehlender Schulbildung und Verdacht auf Delinquenz,

spricht man heute lieber von *Reisenden*, was auch eine Selbstbezeichnung ist. Besonderes in Deutschland ist es nicht *politically correct* über ein *Fahrendes Volk* zu sprechen. Nicht nur während des Nationalsozialismus, sondern auch danach sprach z. B. der Bundesgerichtshof 1956 von *Wandertrieb* der Sinti und Roma und gewährte keine Entschädigungen für die Nachkommen der Ermordeten. Erst 2015 hat man sich offiziell dafür entschuldigt.

Offiziell stammen die Roma aus Rajasthan (Indien) und die Sinti aus Sindh (Pakistan), allerdings leben beide Volksgruppen seit Jahrhunderten in Europa. Jenische hingegen sind ganz ursprüngliche Europäer. Alle drei Gruppen unterscheiden sich nicht nur durch Herkunft, sondern auch durch Sprache und Kultur. Die Roma sprechen *Romanes/Romanes*, welches zur indoarischen Sprachfamilie gehört. Auch die Sinti sprechen *Romanes*, allerdings in der Variante der *Sintikes*. Demgegenüber enthält die Sprache der Jenischen Elemente des Romanes, Hebräisch, Jiddisch und den sie umgebenden Mehrheitssprachen (z. B. Deutsch, Französisch ...). Allerdings sind fast alle *»Reisenden«* vielsprachig, denn sie sprechen außer Romanes oder Jenisch auch die Sprachen der Länder, die sie bereisen.

Das Fahren mit Pferden und Kut-schen war in der Tat früher ein gemeinsamer Zug aller drei Bevölkerungsgruppen, ihr *»Lebensstil«*, wie

unser Gesprächspartner David (Sinti) der *InZeitung* erzählt. *»Der geht heute aber immer mehr verloren. Es gibt immer weniger Reisende und es ist immer schwieriger, Leute zu finden, mit denen man auf die Reise gehen kann.«*

Der Mangel an geeigneten Stellplätzen macht das gemeinsame Reisen unmöglich. Europäische Regierungen behaupten allerdings, dass der Lebensstil der Reisenden immer mehr akzeptiert würde. Und die Europäische Union benennt diese Lebensweise offiziell sogar als eine Form der europäischen Kultur. Gemeinden sind verpflichtet, Parkplätze zur Verfügung zu stellen, und zwar schon seit zehn bis 15 Jahren. *»Wenn man aber fragt, warum sie doch nicht zur Verfügung stehen, antworten die Gemeinden: »Wir suchen noch nach geeigneten Parkplätzen« oder »O.K., wir geben denen ein Plätzchen unter der Kläranlage.«*

Viele von den Reisenden wissen nicht, wo sie übernachten sollen, weil sie überall fortgejagt werden. Manche obdachlose Franzosen, die durch soziale Umstände ihr Dach verloren haben, leben nun das ganze Jahr über im Wagen. Sie versuchen in irgendeiner Stadt eine neue Existenz zu gründen. *»Auch sie gelten nach französischem Gesetz als Fahrende und werden ebenso diskriminiert«,* sagt David. Auch wandernde Schausteller und Zirkusleute, die freie Flächen und Wiesen für ihre Tiere und ein Zirkuszelt brauchen, haben ähnliche Probleme.

»Es steht nirgendwo geschrieben«, meint David, *»dass die Welt den Sesshaften gehört. Wir, Sinti, Jenische und Roma sind weder Gäste noch Außerirdische und haben Recht auf Land, auf Stellplätze für unsere Wagen, auf die Erhaltung reisender Kultur. Wenn Reisende als Minderheit und unsere Lebensweise anerkannt sind, dann muss ein entsprechender Teil des Landes für Parkplätze zur Verfügung gestellt werden!«*

Die *Gens-du-voyage* – wie die Franzosen Reisende nennen – sehen in Frankreich ihre Lebensweise bedroht, wenn die Kommunen sie aus Angst vor dem Zuzug neuer Roma-Gruppen aus Osteuropa nicht mehr dulden. Die Sorge um die Zuwanderung neuer Roma-Gruppen betrifft aber nicht nur Frankreich, sondern ist in ganz Europa verbreitet und dies, obwohl Europa eine historische Verantwortung gegenüber den Roma hat. Man darf nicht vergessen, dass Roma ebenso wie Sinti Opfer der Nationalisten und ihrer Helfer geworden sind. Der *Porajmos* (Romanes: das Verschlingen), d. h. der Holocaust der europäischen Roma und Sinti hat zwischen 500.000 und eine Million Menschenleben gekostet. Das ist vielen aber noch nicht bewusst.

Anlässlich des Welt-Roma-Tages am 8. April 2016 fand in Berlin eine große Kundgebung für Solidarität mit Sinti und Roma in Europa statt. Dabei hat der Vizepräsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Mark Dainow, auf die Benachteiligungen, denen Sinti und Roma in Europa auch heute noch ausgesetzt sind, mit folgenden Worten hingewiesen: *»Ihr seid nicht allein! Wir stehen an Eurer Seite. Denn die jüdische Gemeinschaft fühlt sich auf Grund der tragischen gemeinsamen Geschichte den Sinti und Roma verbunden.«*

Von Susanne Einfeld

Kinder radeln im Slalom die Straße entlang, Menschen sitzen unter Sonnenschirmen oder unter den Vordächern ihrer Hauseingänge und schlürfen kühle Getränke. Vorhänge wehen vor weit offenen Türen – in die vielen Wohnungen lässt sich leicht ein kurzer Blick erhaschen ... quer durch helle, aufgeräumte Wohnzimmer hindurch in kleine ordentlich bestellte Gärtchen.

Beim ersten Besuch schien die Route in den Auggener Weg unübersichtlich – geht es links herum oder rechts? – aber letztlich war es ganz einfach. Der rote Sonnenschirm lenkte mich. Romano bot mir Kaffee und kaltes Wasser an, danach marschierten wir los: Kleine Häuser, angemeldete und abgemeldete Autos am Straßenrand und viele Wohnmobile und -anhänger, die sich für eine längere Reise zu rüsten schienen.

»Die meisten Familien fahren im Sommer los – Verwandte besuchen, in Spanien, Frankreich, Italien, in der Schweiz ... das gehört einfach dazu«, erzählt Romano. Und ich stelle mir das tatsächlich sehr einfach vor, überall Verwandte und Bekannte zu haben, und sich unabhängig von Landesgren-

zen überall in der gleichen Sprache unterhalten zu können: auf Romanes.

Die Sprache verbindet sie europaweit, aber hier in Freiburg sind sie eben auch durch und durch Freiburger. *»Viele unserer Familien kamen nach dem Zweiten Weltkrieg hierher, manche von uns lebten schon*

vorher hier in der Umgebung«, erzählt Romano, *»Wir gehören hier dazu, auch wenn das viele nicht sehen.«*

Und wie sieht das speziell in Weingarten aus, hier in diesem Viertel Freiburgs, in dem ab Ende der 60er-/Anfang der 70er-Jahre Siedlungen für die Sinti errichtet wurden? *»Hier sind wir ein Teil der Bevölkerung, das wissen alle«,* sagt er, *»Wir haben Freunde und Bekannte ringsumher. Viele kommen, weil sie etwas brauchen oder verkaufen wollen. Aber natürlich gibt es immer und überall Menschen, die Sinti nicht mögen. Diese Leute mögen auch keine Ausländer oder Migranten. Und mit diesen Leuten wollen wir auch nichts zu tun haben. Aber solange sich alle in einer Stadt, einer Gesellschaft, an die Regeln halten und sich benehmen, kommen alle miteinander aus.«*

Aus den Wohnwagen und Bussen im Freiburger Westen, in denen sie seit Ende der 1940er Jahre ohne fließendes Wasser und Strom leben mussten, zogen die Sinti Freiburgs Dank des sozialen Wohnungsbaus Anfang der 1970er Jahre in die Reihenhaussiedlungen im Auggener- und im Ahornweg. Damals schon stand dies unter dem Motto *Integration*.

»Von diesem Wort bekomme ich heutzutage Ausschläge«, meint Romano, *»Was soll das eigentlich sein? Jeder sollte die Freiheit haben, etwas Eigenes in die Gesellschaft mitzubringen und alle sollten voneinander lernen! Integration ... das klingt für mich nach Gleichmachen, Unterschiede verwischen ... Wozu?«*

Heute unterliegen diese Siedlungen der Freiburger Stadtbau. Aber die Gärten, die gepflasterten Einfahrten, die gestutzten Hecken – all das ist in Eigenarbeit entstanden. Die Familien helfen einander, es hier so wohnlich wie möglich zu gestalten. Dennoch: Im Winter wird deutlich, dass es an vielem



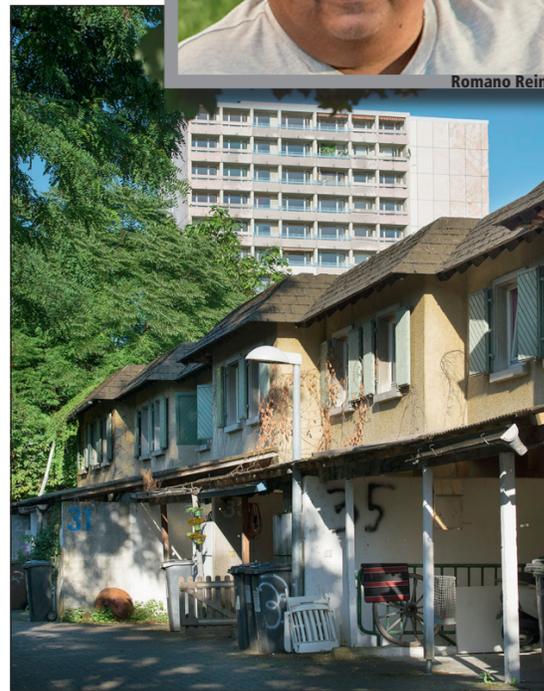
▲ Aus den Wohnwagen im Freiburger Westen, in denen sie seit den 1940er Jahren lebten...

Offene Türen

Sinti in Freiburg



Romano Reinhardt



◀ **... sind die Sinti Freiburgs Anfang der 1970er Jahre in ihre Reihenhaussiedlungen im Auggener Weg umgezogen.**

Farbige Fotos: Fabrizio Galuppi, Historisches Foto: Archiv Nachbarschaftswerk Weingarten

fehlt. Ein Großteil der Haushalte heizt mit Kohle, schwarze Schlieren an Dächern und Hauswänden zeugen davon; Regenwasser-Abläufe funktionieren nicht oder sind schlicht nicht vorhanden. In der kalten Jahreszeit liegt eine stinkende Kohlewolke über der Siedlung. Von guter Isolation kann ebenfalls keine Rede sein. *»Es gibt Vorzeige-Projekte, speziell in Weingarten, die sind der Stadtbau wichtiger. Wir tragen unsere Bedürfnisse der Stadt seit Jahren vor – es gab auch schon hoch offizielle Begehungen ... aber passiert ist seit Jahrzehnten nichts mehr.«*

Einige Zeit später sind wir der Hitze draußen entflohen und trinken wieder kühles Wasser am Wohnzimmerisch. An den Wänden hängen viele Fotos, von Kindern und Kindeskindern. Selma, Romanos Frau, hat sich dazu gesetzt. Vier kleine Mädchen flitzen quer durch den Raum – *»Das sind unsere Enkelinnen und Kinder aus der Nachbarschaft, sie sind überall hier im Auggener Weg zu Hause!«*; zwei der Töchter von Romano und Selma und ein Schwiegersohn begrüßen uns und setzen sich aufs Sofa. *»Manchmal denke ich, wir sind normaler als viele andere«,* sagt Selma, *»Wir wollen unsere Kinder nicht in Ganztagschulen unterbringen und unsere Alten nicht in Heime abschieben. Wir als Familien gehören zusammen und wollen Zeit miteinander verbringen und uns umeinander kümmern!«*

Als wir uns verabschieden, wiederholt Romano noch einmal, worauf er mich anfangs hinwies: *»Du siehst, unsere Türen stehen offen. Wenn jemand herausfinden möchte, wie wir leben: Einfach herkommen und fragen!«*

Der Fotograf und ich tauschen uns danach noch etwas aus. *»Meinst du, das gilt tatsächlich auch für jemanden, der nicht von der Zeitung kommt?«* Ich meine: ausprobieren!

Das Feuer am Lodern halten

Mit alemannischen Jenischen im Gespräch

Von Viktoria Balon

Wir sitzen draussen, in einer Pizzeria im Einkaufszentrum Weingarten. Wein, Kaffee und Erdbeeren sind auf dem Tisch, und meine Gesprächspartner genießen diesen Samstag schon seit einigen Stunden: »So sollte es jeden Tag sein. De Jom schekt cham«, seufzt Rosa. Niemandem der Passanten wäre aufgefallen, dass hier keine gewöhnlichen Einheimischen miteinander schwätzten.

»Wir sind Deutsche, aber wir sind Jenische«, sagt Rosa. »Du merkst, wir sprechen alemannisch, aber auch eine eigene Sprache.« Ihr Nachbar ist nicht ganz einverstanden: »Das sind Gruppierungen, die entstehen nicht von Menschen selber, sondern weil sie von anderen immer ausgegrenzt wurden.«

Auch einige Wissenschaftler meinen, dass Jenische keine Ethnie sind. Erstaunlich, dass viele Freiburger nicht mal von der Existenz dieser Gruppe der Reisenden wissen; wobei Jenische nur ein paar Dutzend Kilometer weiter in der Schweiz eine gesetzlich anerkannte nationale Minderheit bilden. Dort leben zirka 25.000 Jenische, in Deutschland wahrscheinlich 10.000, auch in Freiburg einige von ihnen. Diese Statistik ist sehr ungenau. Im Allgemeinen teilen Jenische genauso wie Sinti und Roma Information über sich nicht gerne mit der Mehrheitsbevölkerung. Desto mehr freue ich mich, dass ich an diesem Tisch eingeladen bin, zuzuhören und die Atmosphäre zu genießen, ohne Anspruch auf Vollständigkeit in diesem Artikel.

»Es gab viele Beispiele«, sagt David »für nicht zu diesen Völkern Gehörenden, die viel Wissen gesammelt haben, mit guter Absicht, und das archiviert und publiziert haben. Aber man weiß nie, wer das schöne Buch aufmacht und liest. Ende des 19. Jahrhunderts

wurde viel über uns geschrieben, und die Nazis wurden bestens bedient. Dieses Wissen hat sich nie als etwas Positives für die Wandervölker ausgewiesen.«

»Eigentlich hat die Verfolgung schon im 19. Jahrhundert angefangen, und zwar mit der Bildung der Nationalstaaten. Früher wurden die »Fahrenden« sogar mehr toleriert«, ergänzt sein Bruder Zahru.

Im Unterschied zu Sinti und Roma sind die Jenische nie aus anderen Kontinenten eingewandert, sie gehörten zu Armutsschichten der europäischen Bevölkerung vielfältiger Herkunft. Vom 17. Jahrhundert, als Zehntausende Menschen wegen des Krieges ihr Obdach verloren hatten, zogen sie in kleinen Familiengruppen als Scherenschleifer, Korbflechter oder Trödler, als Vertreter sogenannter unehrlicher Berufe wie Musiker, Bettler oder Schausteller durch Europa. Sie kamen miteinander und mit anderen marginalisierten »Dauer migrantInnen«, zum Beispiel mit Juden und Sinti in Kontakt. Das spiegelt die jenische Sprache wider. »Man vergisst, dass es früher in jüdischen Gemeinden viel Armut und Obdachlosigkeit gab. Viele Wörter unserer Sprache sind aus Romanes und von Wanderjuden übernommen worden«, sagt Zahru,

»Natürlich sind wir eine eigene Ethnie«, sagt Marta. »Unter Jenischen geboren, aufgewachsen – das ist man. Wir alle sind immer gereist, früher mit Pferden und Kutschen, später mit Wohnwagen.«

Rosa ist im Wohnwagen groß geworden. »Es gibt welche, die haben einfach einen Standplatz und bleiben. Wir reisten. Aber als mein Mann gestorben ist, ging ich nach Freiburg, wo meine Kinder sind – in eine Wohnung. Das war eine schwere Umstellung, es war für mich wie ein Gefängnis.«

Gutachten zufolge gibt es 2500 »aktiv Fahrende in der Schweiz«, in der Regel Jenische. Es ist bekannt, dass es in Deutschland prozentual viel weniger aktiv Reisende gibt, genaue Zahlen fehlen. Am Beispiel der Familie von Zahru und David sieht man jedoch, dass Reisen immer Grenzen überqueren heißt. Im Dreieckland sind die Brüder zuhause, sie sprechen Deutsch, Französisch und Alemannisch als Muttersprachen. Dazu fließend Englisch, Romanes und Spanisch, Zahru etwas Hebräisch und Jenisch. Es ist schwierig, sie in eine ethnische Schublade zu stecken: Ihr gemeinsamer Vater ist halb Sinto halb Jenischer. Zahrus Mutter ist Jenische und das entspricht seiner Identität. David fühlt sich wie sein Vater – als Sinto. Seine Mutter ist aber eine spanische Gitana.

David's Mutter hat ein Umerziehungsprogramm erleben müssen. Bis in die 1970er-Jahre wurden in der Schweiz jenischen Familien die Kinder weggenommen und in Heime und bei bürgerlichen Familien untergebracht, um »anständige« Bürger zu erziehen – angeblich zu ihrem Wohle. »Man sagte früher »Zigeuner klauen Kinder? Die Schweizer haben unsere

Kinder geklaut!« »Zum Glück war der Adoptivvater meiner Mutter ein Weltmann, er hat ihre Wurzeln gefunden. Sie hat dann Kontakte zu Reisenden hergestellt. Mein Adoptivgrossvater hat mir meinen ersten Wagen gekauft.« – erzählt David. »Zusammen mit David haben wir Messerschleifer gemacht. Es war mein liebstes Geschäft von vielen, dann handelte ich mit Antiquitäten und jetzt bin ich Lebenskünstler«, sagt Zahru. Als Jenische hat man oft keinen Hauptschulabschluss, aber man kann praktisch alles, von Technik, Bau bis hin zu Handel oder Geigenbau. »Einige Berufe sterben aus, aber es kommen neue. Es liegt nicht am Geschäft, sondern am Fleiß, dass die Taschen nicht dünner werden. Aber man lebt aus dem Tag heraus, man plant nicht so viel wie bei den Sesshaften. Unser Verhältnis zum Erfolg und Misserfolg ist ein anderes, so wie auch zum Geld.« Man zeigt mir eine wunderschöne alte goldene Halskette mit dem Motiv eines »Zigeuner Kutschers«. Was für ein meisterhafter Schmied das gewesen sein muss! »Man spart nicht auf dem Konto oder bei Möbeln. Gold sieht schön aus und wenn man eine Frau hat, hat sie was für den Fall der Fälle.«

Eine Tochter von David lebt in einer Wohnung. »Aber ich schäme mich für sie nicht. Sie hat ein anderes Leben gewählt. Eine andere lebt mit einem Sinto, und ich bitte sie: spricht mit meiner Enkelin Romanes, damit irgendetwas bleibt.« Er selber ist seinen eigenen Worten nach »konservativ« geworden und für den Erhalt des Reisens als Lebensstil. »Die »gut gemeinte« Sozialhilfe stellt immer irgendwie eine Art des Sesshaftigkeitsideals in den Raum. Es werden Wohnungen zur Verfügung gestellt: »Ach, bleiben sie über Winter« oder »wegen der Kinder bis zum Ende des Schuljahres«. Es zeigt wenig gute Resultate, mindestens nicht für die erste und zweite Generation. Es gibt viele unglückliche Menschen, die weder ein Angestellten-Leben führen können noch unsere Geschäfte«. Ähnlicher Meinung ist die Schweizer radgenossenschaft und Stiftung Zukunft für Schweizer Fahrende.

»Man muss nicht die Asche erhalten, sondern das Feuer am Lodern halten, so lautet ein jenisches Sprichwort«, nickt Zahru.

■ Jenische Interessenvertretung: www.radgenossenschaft.ch



► Jenische Scherenschleifer, Kuchenblech- und Kuchendekelmacher, Korbflecker, am Lagerplatz für Umherziehende

Foto: Arthur Barth, Creative Commons

▼ Wie oft wird man von der Polizei weggeschickt?

– aus Prinzip. Auch in Freiburg stossen alternative Lebenskonzepte auf den Widerstand von Behörden und kommerziellen Verwertern des öffentlichen oder privatisierten städtischen Raumes. Auf dem Bild: Räumung des Rhino-Geländes in Freiburg 2011. Foto: kwasibanane

Auf vier Rädern leben

Auf Reisen merkst du, wie hart und geschlossen das System ist.



Das Gespräch führte Janka Katchanova

Töpfe und Pfannen hängen über der Kochecke, ein Tisch, ein Bett, ein Holzofen für kalte Wintertage. Der bunt bemalte Bus ist für die 26-jährige Anuschka und ihre achtjährige Tochter Marie ihr fahrendes Zuhause.

Wie lebt man ohne Kühlschrank, mit so wenig Klamotten und so wenig Platz?

Es ist eine Erleichterung weniger zu haben, und ich habe immer noch zu viel. Für mich ist alles drin. Der Platz ist abhängig davon, wo man steht. Wenn wir auf der Wiese stehen, habe ich den größten Bus der Welt.

Wie hast du angefangen zu reisen?

Ich habe meine Tochter sehr früh gekriegt, das Abi danach gemacht; aber ich wusste, kaufe ja auch Sprit und Lebensmittel; im Wagen kann man keinen Garten haben und nicht Selbstversorger sein.

Du bist allein mit dem Kind unterwegs, ist es nicht einsam, hast du keine Angst?

Wowor soll ich Angst haben? In den Großstädten gibt es doch wohl mehr Kriminalität als in der Pampa. Ich reise das ganze Jahr, nie in Deutschland, stehe sehr wenig – bin wohl eine der verrücktesten Reisenden. Nur auf

Ich lebe von Straßenmusik, spiele Geige, am liebsten Klassik, u. a. Sonaten von Bach, Vivaldi, damit fühlt man sich in der Straße gleich resöser.

Spielten politische Überzeugungen eine Rolle?

Meine politischen Überzeugungen haben sich eher ergeben, während ich auf Reisen war und merkte, wie hart und geschlossen das System ist. z. B. wenn ich in einem Café frage, ob meine Tochter aufs Klo darf, und man sagt: »Nur für Kunden«. Es geht viel ums Geld. Oft wird man von der Polizei weggeschickt von Plätzen, wo es niemanden stört – aus Prinzip.

Meine Lebensform ist eher außerhalb der Gesellschaft. Dennoch gebe ich mich keinen Illusionen hin – ich bin immer noch abhängig vom Kapitalismus, kaufe ja auch Sprit und Lebensmittel; im Wagen kann man keinen Garten haben und nicht Selbstversorger sein.

Du bist allein mit dem Kind unterwegs, ist es nicht einsam, hast du keine Angst?

Wovor soll ich Angst haben? In den Großstädten gibt es doch wohl mehr Kriminalität als in der Pampa. Ich reise das ganze Jahr, nie in Deutschland, stehe sehr wenig – bin wohl eine der verrücktesten Reisenden. Nur auf

Plätzen, die ich besonders liebe, z. B. in den Pyrenäen bleibe ich länger, ein paar Wochen. Was mache ich die ganze Zeit? In den Städten spiele ich viel Straßenmusik, manchmal besuche ich kulturelle Veranstaltungen oder treffe mich mit anderen Künstlern.

In der Natur ist das Leben von den täglichen Kleinigkeiten geprägt, die dort mehr Zeit und Aufmerksamkeit fordern. Wasser holen, Feuerholz machen, Morgenhygiene im Fluss, Heilpflanzen sammeln ... Und ich lese viel.

Ich kann selbst bestimmen, wie ich mein Leben zwischen Ruhe und Trübel pole, indem ich mich z. B. auf einen einsamen Berg gebe und dort viel wandere, um dann in eine quirlige Stadt zu fahren, Straßenmusik zu machen und Kultur zu genießen.

Viele Menschen fangen wegen Kindern ein bürgerliches Leben an ...

Meine Tochter hat es alles gut mitgemacht, aber Kinder sind unterschiedlich, nicht jedes kann so leben. Und es gab Phasen, wo auch sie meinte: »Es nervt mich dauernd woanders hin zu fahren«, aber oft geht die Initiative anzufahren, wo es andere Kinder gibt, auch immer wieder dieselben. Kinder brauchen ein soziales Umfeld.

Ich konnte ihr viel zeigen durch diese Art zu leben. Wir waren in Marokko, lebten in einer Landkommune in Spanien. Sie weiß, wie man mit ganz wenig leben kann. Wir haben nicht viel Luxus im herkömmlichen Sinn, aber es zählen für mich auch eher andere Dinge, wie z. B. schöne Natur, eine saubere Quelle, eine Sternennacht im Gebirge.

Marie spricht neben Deutsch perfekt Spanisch, Französisch, etwas Englisch und Portugiesisch. Sie hat so viele Sachen gelernt, die in keinem Zeugnis stehen: Wie man sich in fremden Städten orientiert, Tiere versorgt ... Sie liest gern, Schreiben und Rechnen hat sie auch wie im Vorbeigehen von selbst gelernt.

Ich bin nicht gegen Schule, dass meine Tochter die letzten Jahre unbeschult aufwächst, hat sich durch unseren Lebensstil eben ergeben, und ich bin immer wieder überrascht, wie gut es doch geht und wie viel sie einfach so lernt.

Klar bin ich dadurch dann mit dem Freilerner-Konzept in Berührung gekommen und habe andere Eltern kennen gelernt, die ihre Kinder ganz bewusst nicht beschulen und damit sehr gute Erfahrungen machen.

Und ich bin gespannt, wohin uns die Reise auch in dieser Hinsicht wohl noch führen mag.

Kultur & Wagenleben
soll es mehr in Freiburg geben!!

Mohrrüben sollte man mitbringen, altes Brot oder Salatköpfe. Meine Mutter stopfte es in eine Einkaufstasche, und zusammen spazierten wir hin zu dem freien Platz, der inmitten des dicht bebauten Stuttgarter Westens frei geblieben war, Brachland, mit Zäunen, schiefen Mauern, einer lange schon leerstehenden Industriehalle, dazwischen knorrige alte Laubbäume.

Ein kleiner Familienzirkus hatte hier sein Winterlager aufgeschlagen. Ein knallbunt leuchtendes Zelt mit blau-rottem Zickzackmuster, hoch oben rote Fahnen in der kühlen Herbstluft. Beim Näherkommen sah man deutlich, dass die in die Jahre gekommene Zeltplane an vielen Stellen geflickt war. Der muffige, etwas beißende, aber aufregend geheimnisvolle Geruch beim Eintreten ist mir bis heute in der Nase geblieben. Stroh bedeckte den Boden, die Manege war abgebaut worden, hinter niedrigen Gattern standen oder lagen die Tiere, verteilt auf den immensen Innenraum. Keine exotischen Raubtiere, brüllende Löwen, Zebras oder kolossalartige Elefanten, sondern Pferde, eine Ziege, kleine Ponys.

Ein Zirkus im Winterlager. Ein kleiner, etwas heruntergekommener Familienzirkus, keiner dieser inter-

nationalen Riesenbetriebe mit Akrobatiken von Weltformat oder Clowns, die man aus dem Fernsehen kennt. Über die Lokalzeitung hatte man um Futterspenden gebeten. Die frosti-

Heute hier, morgen dort

von Alexander Sancho-Rauschel

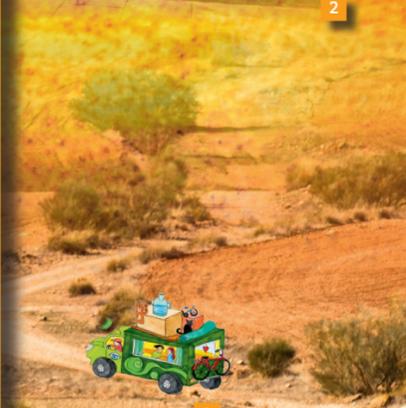
gen Wintermonate bedeuteten viele Wochen ohne Einkünfte. Wunderbar an der Sache aber war, dass ich die mitgebrachte Gemüsespende eigenhändig an die Tiere verfüttern durfte, von ganz nah, ohne die Distanz und den einschüchternden Glamour einer Zirkusshow. Und so durfte ich herumspazieren in dieser aufregenden Welt, die Künstler und Akrobaten in ihrer Zivilkleidung sehen, ein ganz kleines bisschen sogar mit dem Gefühl, irgendwie dazu zu gehören.

Später ging mein Vater mit mir regelmäßig zu den großen Zirkussen, die außerhalb der Stadt auf dem Festplatz gastierten, mit Zelten, die noch viel größer waren als dasjenige des kleinen Familienzirkus' im Winterlager. Aber ein wenig blieb von der Vertrautheit, dem Gefühl, hinter Glanz und perfekter Inszenierung der bunten Scheinwelt die Schwere, den harten Alltag, ja sogar die Armut gesehen zu haben.

Viele Jahre später saß mir zufällig in einer kleinen Weinstube im Stühlinger eine junge Frau gegenüber. Sie sei beim Zirkus, sagte sie beiläufig, offensichtlich ohne damit Eindruck machen zu wollen. Das interessierte mich. Sie käme aus einer alten Zirkusfamilie, ein Familienzirkus, von klein auf war sie Teil der

Truppe, und war diesem Leben auf Rädern bis heute treu geblieben. Eine seltsame Kindheit sei es gewesen, berichtete sie. Alle zwei bis drei Wochen habe sie die Schule gewechselt, immer andere Orte, andere Lehrer, andere Schulkameraden. Freundschaften habe es auch gegeben, mit anderen Kindern, aber nie länger als ein paar Wochen, dann ging es weiter. Sie erzählte vom Zusammenhalt der Truppe, vom gleichzeitigen Verzicht auf Bindungen außerhalb dieser Vagabundenwelt. Immer war sie auf Reisen, viel habe sie gesehen, sicher auch viel verpasst in ihrem rollenden Zuhause, aber anders könne sie nicht leben, bis heute nicht.

Ein Stammlokal würde für sie auch die nette Weinstube nicht werden, und wahrscheinlich würden auch wir uns nicht wiedersehen: In zwei Tagen sei sie wieder weg, auf der Reise, hin zu neuen Zeltplätzen, zu anderen Orten, und zu anderen Gesichtern.



Das erste, was mir auffällt, ist das Grün. Die Häuser sind umgeben von Gärten, in der Ferne sind waldbedeckte Hänge zu sehen. Nein, eine Idylle ist es nicht. Geht man etwas weiter aus der Siedlung, sieht man die zerfallenden Ruinen von Fabriken, die den Bewohnern der Siedlung einmal Arbeit boten. Die vielen Menschen auf den Straßen zeugen auch von der drangvollen Enge in den Häusern, wo sich Großfamilien einen einzigen Raum teilen müssen. Aber es ist auch kein Slum, kein Elendsviertel mit menschenunwürdigen Bedingungen.

Ákos Kriza, konservativer Bürgermeister des nordostungarischen Miskolc sieht das anders. Er fordert, die Nummerierten Straßen, eine hauptsächlich von Roma bewohnte frühere Arbeitersiedlung, abzureißen. Armutsiedlungen sollen verschwinden, um die Lebensqualität der Stadt zu verbessern, und wie nebenbei soll hier nach dem Abriss der Parkplatz für das vergrößerte Fußballstadion der Stadt entstehen. Die Bewohner müssen fort.

Es ist Herbst 2014, als Praktikant bei einer ungarischen Zeitung bin ich mit Journalisten unterwegs, um über die Vertreibungen von Roma aus Miskolc zu berichten. Das Thema ist neu

einer Entschädigung wie im diesem Fall Wohnungen kaufen.

Der Miskolc-er Roma-Aktivist Attila Tamás fasst zusammen: »Miskolc versucht, die Roma auszusiedeln. Ich

Vertreibung mitten in Europa

von Jaakko Kacsóh

für mich, die Roma-Minderheit in Ungarn ist mir ein Begriff, aber trotz vieler Besuche in Ungarn bin ich kaum mit ihnen in Berührung gekommen.

Stadionbau, Abriss eines alten Viertels: Normale Vorgänge in einer Großstadt. Aber wenn oft diskriminierte Minderheiten betroffen sind, sollte man einen genaueren Blick auf die Umstände werfen, Mieter sollen entschädigt werden. Doch der Stadtrat von Miskolc hat dafür gestimmt, dass das Geld nur erhalten soll, wer damit außerhalb der Stadt Wohnungen kauft. Auch anderswo sind Roma in Ungarn nicht gern gesehen, die Gemeinde Sátoraljajhely etwa streicht schon einmal die Sozialleistungen für alle, die mit dem Geld

wäre erfreut über ein Ende der Segregation. Aber die Miskolc-er Politik läuft darauf hinaus, die Armen wegzuschicken, anstatt eine Lösung zu finden.« Die Miskolc-er Roma organisieren Demonstrationen, schicken einen eigenen Bürgermeisterkandidaten ins Rennen, aber gegen die Mehrheit der rechtskonservativen FIDESZ-Partei ist schwer anzukommen.

Sprung in die Gegenwart, Herbst 2016. Was ist seitdem geschehen? Ungarn rückte zum Höhepunkt der Flüchtlingskrise, als der Budapester Ostbahnhof zum Sammelpunkt der Gesträndeten auf dem Weg nach Westeuropa wurde, ins Zentrum der Weltöffentlichkeit. Premier Orbán ist gegen eine Flüchtlingsquote und

führt zur Begründung auch die Roma ins Feld: Ungarn habe mit ihrer Integration schon genug zu tun, lässt er in einer Rede vor Diplomaten verstehen. Wie aber behandelt Ungarn die hier lebenden Roma?

Der Gleichstellungsbeauftragte hat Ende 2015 entschieden, die Stadt Miskolc müsse einen Aktionsplan für die Unterbringung der von Obdachlosigkeit bedrohten Bewohner erstellen. Im Januar 2016 urteilte auch das Arbeitsgericht: Das Prinzip der Nichtdiskriminierung sei verletzt worden, die Umsiedlungen müssten enden. Bürgermeister Kriza lenkt aber nicht ein. Er will bis vor das Höchste Gericht ziehen. Die Vertreibungen gehen weiter, Abrissbagger ziehen durch die Nummerierten Straßen. Für viele kommen die Urteile zu spät. Sie wollen Ungarn verlassen, haben Asylanträge in Kanada oder der Schweiz gestellt. Die EU diskutiert weiter über Flüchtlinge, auch immer wieder über Roma aus den Balkanländern, die hier Asyl beantragen. Im EU-Land Ungarn werden währenddessen weiter Roma vertrieben.



Wir treffen ihn in einer Ecke der Freiburger Altstadt. Er singt und spielt leidenschaftlich Gitarre. »Ich komme aus Arles in Südfrankreich. Ich bin Gitano, in einer Karawane geboren. Das Nomadentum trage ich tief in meinem Herzen.«

Cristofe Magaña's Lebensmotto: »In der Bewegung liegt das Glück. Wenn du traurig bist und dich bewegst, ändert sich alles, die ganze Konstellation: Sonne, Mond und Sterne.«

Sie sind viel auf Achse. »Unterwegs lernst du von den Anderen. Sie sind wie ein Spiegel, von dem was du bist.«

Cristofe spricht Spanisch, Französisch, Deutsch, Englisch und »Gitano« aber »das ist nicht so bedeutend. Die wichtigste Sprache ist die Musik.« Er stammt aus einer sehr bekannten

Das Nomadentum im Herzen

von Carmen Luna

Musikerfamilie, den Gipsy Kings. »Wir haben uns das Musizieren nicht ausgesucht, die Musik hat uns ausgewählt.« Auch seine Frau Laura hat er durch die Musik kennengelernt. Sie begleitet ihn mit ihren Kastagnetten und tanzt, wenn es aus ihrem Herzen

kommt. »Manchmal bekommen wir bei der Straßenmusik von einem Passanten bis zu 50 Euro. Viel lieber sind mir aber die paar Cent, die ein mittellose Zuhörer in den Korb wirft.«

Zur Zeit leben sie in einem Haus in Gundelfingen. »Als wir in einer Karawane wohnten war uns die Polizei auf den Fersen. Heute, wo wir eine bekannte Familie sind, begleitet sie uns eher. Man muss sich anpassen«, sagt er – das bedeutet aber nicht, dass er seine nomadische Seele verliert.

►► www.gipsyfiesta.de

In Diskussionen über Reisende werden auch oft Kurden erwähnt. Man trifft sie überall auf der Welt; sie bilden nicht nur große Migranten-Gemeinschaften in den USA und in Europa, sondern sie leben auch in vielen anderen Staaten, ohne eigenen zu haben. Viel zu oft denkt man hierzulande an die Kurden als Einheit. Einerseits stimmt das, andererseits gibt es auch große Unterschiede. Unter ihnen sind jedenfalls wesentlich mehr Flüchtlinge als Reisende.

Kurden haben keinen eigenen Staat und leben verteilt in vielen Ländern. Mehr als die Hälfte leben in der Türkei, das sind ca. 14 Millionen – dazu kommen etwa 5,4 Millionen im Irak, ca. 5 Millionen im Iran und ungefähr 1,3 Millionen in Syrien. Dies sind keine offiziellen Zahlen, nur Schätzungen. Darüber hinaus leben in der ganzen Welt fast eine Million Menschen mit kurdischem Migrationshintergrund, viele von ihnen in Aserbaidschan, Armenien, Kasachstan und in den USA.

Die Mehrheit der kurdischen Bevölkerung (ca. 75%) sind sunnitische Muslime, ca. 5% Schiiten, etwa 15% Aleviten und weniger als 5% Jesiden. Eine einheitliche kurdische Sprache gibt es ebenfalls nicht. Drei

Sind die Kurden reisend?

von Murat Küçük

Hauptgruppen sind miteinander verwandt, aber dennoch sehr verschieden. Auch eine Schriftsprache konnte sich kaum entwickeln, weil Veröffentlichungen und kurdische Medien im Irak, im Iran und vor allem in der Türkei strikten Verboten unterlagen.

Die Bezeichnung Kurden tauchte erstmals 2000 v. Chr. als Kardaka in sumerischen Schriften auf und wurde für ein Volk in der Umgebung des Van-Sees verwendet. Assyrische Schrifttafeln berichten von den Kurtie als einem nomadischen Volk in Nord-Mesopotamien. Erstmals wurde von der türkischen Dynastie der Seldschu-

ken im 11. Jahrhundert Kurdistan als geographische, aber auch als administrative Gebietsbezeichnung verwendet. Um 1500 schloss der osmanische Sultan Selim mit kurdischen Stammesfürsten eine Art Vertrag, der

festhielt, dass kurdische autonome Gebiete dem Osmanischen Reich verbunden bleiben sollten. Während der folgenden Jahrhunderte wurde sowohl in osmanischen Erlassen und Korrespondenzen wie auch in arabischen und persischen Quellen stets die Bezeichnung Kurdistan verwendet. Das war offenbar kein Tabu für die Osmanen – schließlich war das Osmanische Reich ein Vielvölkerstaat, in dem das unterscheidende Merkmal zwischen den Bevölkerungsgruppen die Religion war und nicht etwa die Nation. Letztere ist eine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts.

Im Vertrag von Lausanne 1923 wurden kurdische Gebiete durch die Alliierten und die Türkei auf vier Staaten aufgeteilt. Seither rangen die Kurden in ihren Gebieten nach Autonomie. Hieraus erwachsen jahrzehntelange Konflikte zwischen den kurdischen Bevölkerungsgruppen und den Staaten, in denen sie lebten, sowie Aufstände und Guerilla-Bewegungen. In der Türkei mussten Hunderttausende ihre Dörfer und Heimat verlassen, im Irak über die Landesgrenze fliehen. Tausende starben durch Saddam Husseins Giftgasbomben in Halabdscha. Erst nach dem Golfkrieg wurde im Nordirak ein autonomes Kurdengebiet errichtet.

Diese Tatsachen, wie auch die derzeitige Eskalation in der Türkei und der Krieg in Syrien, führen dazu, dass viele Kurden nach wie vor und vielleicht mehr denn je unterwegs sind. Kann man sie also als reisendes Volk bezeichnen? Ich glaube nicht.

■ Murat Küçük lebt als türkisch-alevitischer Journalist und Schriftsteller in Freiburg.



Koffein, Schokolade, Herzblut und Schweiß

Das Einmaleins des interkulturellen Journalismus

Sie wissen es vielleicht noch nicht, aber in diesem Sommer wurde Freiburg von einer konspirativen Runde besucht. Wir kamen von weit her zum Schwarzwald, aus den Weiten Russlands und Finnlands oder von den Bergen Südamerikas. Ein Wunder, dass wir uns nicht verfehlten. Zum ersten Mal sahen wir uns im Treffpunkt am Schwabentor. Wir lernten uns mit Aufnahmegeräten

im Anschlag kennen und büffelten journalistische Gattungen.

Aber wozu das Ganze? Der Plan ist so einfach wie schwierig umzusetzen. Wir wollen dazu beitragen, den Journalismus in Freiburg (und auch in ganz Deutschland) ein Stückchen bunter zu machen. Jeder fünfte Einwohner Deutschlands besitzt einen Migrationshintergrund – aber nur etwa drei Prozent der Journalisten. In mehr als 80 Prozent der Tageszeitungen

arbeiten gar keine Menschen mit Migrationshintergrund. Wenn die Stimmen eines großen Teils der Bevölkerung nicht gehört werden, ist das ein Problem. Daher die Idee der InZeitung: Warum nicht jungen Leuten mit Migrationserfahrung eine Einführung in den interkulturellen Journalismus geben, damit sie diese Kenntnisse in andere Medien mitbringen können.

Unsere Artikel gibt es seit der Ausgabe Nr. 18 zu lesen. In diesen Seiten

stecken eine Menge Spaß, angeregte Diskussionen, Koffein, Schokolade, Herzblut und Schweiß. Auch bei anderen Medien konnten einige von uns schon einsteigen. Melissa machte ein Praktikum bei der BZ und Marie beim Radio Dreyeckland und zwar auf zwei Sprachen – Deutsch und Türkisch.

Aber nun zu den Sechs, die in den letzten Monaten Freiburg unsicher gemacht haben. Aufnahme läuft.

»Wo kommst du her?« nervt sie

Melissa Rahmani

Von Luis Trunk de Flores

»Journalistin!« antwortet die selbstbewusste junge Frau auf die Frage nach dem schönsten Beruf der Welt.

Bereits als Kind war Melissa wissbegierig: »Ich wollte Archäologin werden«, und betont ihre Sehnsucht danach, Neues zu entdecken. Bereits in der Grundschule schrieb sie kleine Geschichten.

Ihr gefällt die Arbeit mit der Sprache, die letztlich auch Arbeit an Gedanken bedeutet. Sie möchte unter anderem noch Spanisch und Arabisch lernen. Sprache sei ein Schlüssel und öffne neue Perspektiven und Einblicke. Gerne würde sie nach Lateinamerika reisen und dort ihr noch Unbekanntes entdecken. Sie liebt das Besondere und nennt als Reiseziele Surinam, Französisch-Guyana und Belize – Länder, über die in Deutschland nicht viel bekannt ist.

Während ihrer Schulzeit arbeitete Melissa in der Jugendredaktion von Radio Dreyeckland mit. Diese Zeit empfindet sie als besonders erkennt-

nisreich und wertvoll. Die Umfragen und Interviews, die sie durchführte, haben sie im Dienste der Informationsgewinnung über ihren eigenen Schatten springen lassen.

Ihr Vater kommt aus Marokko. Als sie sechs Jahre alt war, trennten sich ihre Eltern. Für die vier jüngeren Geschwister übernahm sie schon früh Verantwortung. Ihre Herkunft spielt für sie keine große Rolle. Die Frage

»Wo kommst du her?« nervt sie, da sie keinerlei Sinn für Melissa ergibt und einen abgrenzenden Beigeschmack beinhaltet. Ihr sind Eigenschaften wichtig, für die Menschen verantwortlich gemacht werden können: »Der Charakter zählt!«

In welchem Medium sie sich verwirklichen möchte, weiß sie noch nicht. Dass sie besondere Geschichten erzählen wird, scheint bereits jetzt schon festzustehen.

■ Melissa schrieb in InZeitung 18 über das United World College und über Freiburg Review



Trilingual Schweigen

Jaakko Kacsóh

Von Nikita Sivertsev

Zunächst schweigt Jaakko. Es scheint leicht unangenehm zu sein, so viel Aufmerksamkeit zu bekommen. Anfangs sitzt ihm das Wort nicht locker auf der Zunge. Und das, obwohl Jaakko – wenn ihm der Sinn danach stünde – ohne geringste Probleme vier Sprachen, in einem Satz vermischt einen Vortrag über die gesamte Geschichte des 20. Jahrhunderts halten könnte. Aber es ist eben einfach nicht seine Art zu viel von sich preiszugeben. Stattdessen hört er lieber zu. Doch ist Jaakko auf keinen Fall misstrauisch oder arrogant.

Nach und nach wird er gesprächiger und es bereitet ihm sichtlich Freude über seine Familiengeschichte zu sprechen. Sein Vater kommt aus Ungarn. Dort konnte er sich jedoch nicht mit der kommunikativen Ordnung arrangieren. Deshalb beschloss er, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu fliehen.

Jaakkos Mutter stammt aus Finnland. Sie trafen sich zufällig in Österreich und leben nun in Deutschland.

Beide wollten ihrem Kind die eigene Muttersprache mitgeben und redeten zu Hause Finnisch und Ungarisch. Jaakko ist demnach trilingual aufgewachsen. Als ich fragte, wie sich Finnisch und Ungarisch ähneln, lächelt er nachsichtig und verrät mir, dass die Parallelen erst dann auffallen, wenn man beide Sprachen nahezu perfekt spricht.

Eine seiner Muttersprachen hat Jaakko 2014 für ein Praktikum nach Budapest gebracht: Obwohl er viele ungarische Verwandte auf dem ganzen Welt hat, war er nur als Kind in dieser schönen vielfältigen Donau-Stadt. Dort war er bei der Budapester Zeitung, weil Journalismus ihm total Spaß macht: In Freiburg war er Mitbegründer der Studienzeitschrift Freistuz.

■ Jaakko schreibt in dieser Ausgabe über Roma in Ungarn (Seite 9) und über Koffein, Schokolade, Herzblut und Schweiß (Seite 10)



◀ Vier von Sechs. Von links nach rechts: Marie, Laura, Nikita und Jaakko. Fotos: kwasibanane und privat (Portrait Luis).

Für eine Welt ohne Adjektive

Luis Trunk de Flores

Von Melissa Rahmani

Seine Eltern haben sich in Freiburg kennen und lieben gelernt. Seine Heimatstadt wurde aber Heidelberg.

»Ich bin nicht so ein Planungsmensch«, meint Luis, der Politik-Student: Er landete nach dem Abi, bevor er nach Freiburg kam, erst einmal in Frankfurt an der Oder, um dort Jura zu studieren. Er erzählt von seinem Engagement im Studierendenparlament. Wie sie beispielsweise eine ganze Straße gekauft haben. »Das kann man nur im Osten«, merkt er eifrig an.

Luis Traum wäre »eine Welt, in der Adjektive keine Rolle spielen«. Er wirkt sehr offen und aufmerksam, fast schon investigativ. »Rumwühlen macht mir total Spaß, Sachen herauszufinden, genauer nachzuzufragen«, erzählt er.

Luis hat einen peruanischen Vater. Deshalb wuchs er bilingual auf und hat von Kindesbeinen an die peruanische Kultur und Musik miterlebt. Die Erfahrung in zwei kontrastreichen Kulturen aufzuwachsen war ein Privileg, für das er sehr dankbar ist.

Eine direkte Migrationserfahrung hat er nicht, doch die seines Vaters hat ihm einen neuen Blickwinkel gegeben. Die peruanische Kultur, die lockere, lebensbejahende Art sagt ihm sehr zu. Jetzt trägt er dieses Erbe weiter und spielt selbst in einer Salsaband.

Luis ist ein sehr aktiver Mensch mit diversen Interessen, deshalb könnte er sich gut vorstellen, eines Tages Journalist zu werden. Genau hat er seine Zukunft jedoch noch nicht vor sich. Er ist ja auch nicht so ein Planungsmensch.

■ Luis schreibt in dieser Ausgabe über das Heim- und Fluchtchester (Seite 3) und über Rechtsextremismus (Seite 13)



Unbeschwert und wissensdurstig

Laura Biolchini

Von Marie Gippert

Obwohl sie von einem langen Arbeitstag kommt, strahlt Laura eine positive Energie aus. Ihr zweiter Job seit sie vor zwei Jahren, zusammen mit ihrem Freund Valerio, nach Freiburg kam. Laura ist neugierig und lernt gerne dazu.

Aufgewachsen ist sie in Norditalien, wo sie auch, wie sie sagt, sehr lange studierte: zunächst Kommunikation, dann spezialisierte sie sich auf Bücher und Verlagswesen und später schloss sie in Rom einen Master in Journalismus und Verlagswesen an. Sie wollte gern ins Verlagswesen. Nebenbei schrieb sie für eine Online-Zeitung. Dann begannen Valerio und sie darüber nachzudenken, ins Ausland zu gehen: jetzt oder nie. Sie entschieden sich für jetzt.

Warum Freiburg? »Einfach die Nähe zu Italien und zur Schweiz.« Laura hat

eine Leichtigkeit, die selbst dann nicht verloren geht, wenn sie von Schwierigkeiten erzählt. Es war z.B. nicht einfach, an einen Ort zu kommen, ohne die Sprache zu können. So besuchte sie sofort einen Sprachkurs und spricht mittlerweile fließend. Schreiben sei etwas schwieriger. In Freiburg schreibt sie für die InZeitung. Sie ist glücklich, hier zu sein, ständig etwas dazu zu lernen. Eine schöne Wohnung haben sie auch gefunden. Ein bisschen schwierig sei es, tiefere Freundschaften aufzubauen.

»Und meine Familie und Freund*innen in Italien, vermisse ich natürlich auch. Wer weiß, vielleicht gehen wir ja irgendwann wieder nach Italien. Aber jetzt wollen wir hier sein. Außerdem haben wir uns an Freiburg gewöhnt. Das wäre wieder eine Umstellung.«

■ Laura schreibt in dieser Ausgabe über Haustiere (Seite 14)



Ethnologin auf Entdeckungsreise

Marie Gippert

Von Laura Biolchini

Marie ist jung, aber sie weiß ganz genau was sie in ihrem Leben – oder zumindest in ihrer nahen Zukunft – machen will: in Istanbul leben. Nicht weil Marie, die aus Göttingen kommt, Deutschland nicht schätzt, sondern weil sie sich in diese herzliche und unkomplizierte Stadt verliebt hat.

Es war ein heißer Sommernachmittag, als Marie und ich uns trafen. Wir saßen auf den Stufen des Augustinerplatzes, während sie mir von ihren Aufenthalten in der Türkei erzählte. In ihren Augen und Worten fand ich die Leidenschaft und die Neugier eines Mädchens, das nicht die Chance verpassen will, jeden Tag etwas Neues zu lernen und erleben.

Marie ist nach Freiburg umgezogen, um hier Ethnologie und Islamwissenschaft zu studieren. »Von Anfang an wusste ich, dass ich mein Uni-Projekt in Istanbul entwickeln wollte. Als

ich zum ersten Mal dort war, habe ich alles getan, um meine Zeit in der Stadt zu verlängern. Istanbul ist viel zu interessant und bunt um nur sechs Monate dort zu verbringen«, erzählt sie. Zwei Jahre hat sie schon in Istanbul gelebt und kennt die Stadt und ihre Leute schon gut: »Eine Metropole mit vielen Gesichtern, so kann man sie beschreiben, so chaotisch und unbesorgt, so historisch und modern, so reich und arm«, sagt sie. Und die Menschen? »Sie sind einfach hilfsbereit und unkompliziert, bei allem was sie denken und tun«, erklärt sie weiter.

Für Marie war eine faszinierende und lehrreiche Erfahrung, kein Wunder, dass sie nach Istanbul zurückfahren möchte. Türkisch kann sie schon. Und, wer weiß, vielleicht Journalistin werden. Bei Radio Dreyeckland hat sie in einem weiterführenden Praktikum bereits Erfahrung gesammelt.

■ Marie schreibt in dieser Ausgabe über pro familia (Seite 2) und über das Zurückkommen (Seite 15)



Von Philosophie und WG-Balkonen

Nikita Sivertsev

Von Jaakko Kacsóh

Nikitas erste Frage war, ob ich Schach spiele. Wir saßen auf dem Balkon der Achter-WG im Wohnheim: Nikitas Eltern entschieden in den ersten Semester. Ein halbes Jahr später fanden wir uns überraschend als Praktikanten bei der InZeitung wieder. Eine Gelegenheit, verpasste Unterhaltungen nachzuholen.

Nikita kam mit siebeneinhalb nach Deutschland. In Potsdam verliebte er sich in die Seen und Parks: »Unmöglich, durch die Stadt zu gehen, ohne Grün zu sehen.« An Besuche bei den Großeltern auf dem Land in Russland hat er »nur die besten Erinnerungen«: Drachensteigen mit Opa und Blick auf kilometerweit nichts als Weizenfelder. Anders Moskau: Verkehr und Lärm.

In Russland erlebte Nikita strengen Frontalunterricht, in Deutschland dann Integrationsbemühungen. Zuerst kam er, um Deutsch zu lernen, in eine Sonderklasse, in der überwiegend MigrantInnen sind. »Du kannst jetzt

in die normale Klasse gehen, Nikita«, sagte die Lehrerin eines Tages, aber er verstand sie nicht. In der neuen Klasse lernte er schnell Deutsch.

Nikitas Eltern entschieden in den ersten Semester. Ein halbes Jahr später fanden wir uns überraschend als Praktikanten bei der InZeitung wieder. Eine Gelegenheit, verpasste Unterhaltungen nachzuholen.

»wilden 90ern« Russland zu verlassen. Westeuropas Tradition großer Denker zog sie an. Der Stellenwert von Wissen und Bildung in der Familie prägte Nikita. Er studiert Philosophie: »Es gibt nichts Spannenderes, als den Dingen auf den Grund zu gehen.« Auch klassische Musik interessiert ihn, etwa Chopin oder Alfred Schnittke. Er selbst spielt meist Balladen auf der Gitarre: »Ich lern gern Lieder in verschiedenen Sprachen. Musik klingt durch Sprache sehr unterschiedlich.«

»Das Studium ist für mich nicht Zwischenstadium, sondern Leidenschaft!« Und später? Vielleicht in die Wissenschaft, zumindest einen Dokortitel. Es wird sich was finden. – Nikita ist zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

■ Nikita schreibt in dieser Ausgabe über Fahrradkurse (Seite 2) und Rassismus (Seite 14)



Die InZeitung-Journalismus-Werkstatt wird unterstützt im Rahmen des Programms »Vielfalt und Partizipation« durch das Ministerium für Soziales und Integration

Baden-Württemberg
MINISTERIUM FÜR SOZIALES UND INTEGRATION



Eine Freundin hat mir geraten, vor 8 Uhr bei der Ausländerbehörde zu sein. Sonst würde ich riskieren, nicht rein zu kommen.

Da ich einen Stempel in meinem Pass brauche, bin ich kurz vor acht dort. Ich gehe ins 1. Obergeschoss und ziehe ein Ticket. Es läuft zügig. Ich denke, dass meine Freundin übertrieben hat. Eine halbe Stunde später sitze ich einer Frau gegenüber, die mir erklärt: »Diese Stelle ist nicht für Ausländerangelegenheiten zuständig. Das ist ein Stockwerk höher.« Aber sie gibt meine Nummer weiter. Deswegen werde ich früher dran kommen.

Eine Stunde später bin ich dran. Die Stempel, die ich bisher benötigte, gibt es nicht mehr. Dafür soll ich ein neues Dokument bekommen. In drei Wochen soll ich per Brief benachrichtigt werden, wann ich es abholen kann.

Nach zwei Monaten ist der versprochene Brief noch nicht angekommen. Dafür bekomme ich einen, der mich über die Vorteile des neuen Dokuments informiert.

Einen Monat später ist der Brief immer noch nicht da. Dienstags gibt es einen Telefonservice von 8 bis 12 Uhr. Ich rufe Punkt acht an. Trotzdem

lande ich in der Warteschleife. Um 8 Uhr 30 bewegt sich immer noch nichts. Ich versuche gleichzeitig mit dem Handy anzurufen. Bitte probieren Sie es später, sagt mir eine Automatenstimme. Mit den Festnetztelefon hänge ich jetzt schon eine Stunde in der Warteschleife, als mir schließlich innerhalb von zwei Minuten bestätigt wird, dass mein Dokument

Abenteuer Ausländerbehörde

Von Carmen Luna

schon lange in der Ausländerbehörde zur Abholung bereit liegt.

Donnerstag. Ich stehe dort um Viertel vor acht. Die Schlange reicht vom 2. OG. bis auf die Straße. Drei Stunden stehe ich auf der Treppe. Eine halbe Stunde darf ich sitzen, bis meine Nummer 59 blinkt. Ich komme an den Schalter und erkläre mein Anliegen.

Hinter dem Schalter: »Haben Sie den alten Pass auch dabei? Ohne den geht es nicht. Kommen Sie morgen wieder.« – »NEIN!« – Nun raste ich aus. – »Jetzt will ich aber mein Dokument haben!« Schalter: »Ich bin nicht die richtige Person, um ihren Ärger abzureagieren. Ich stehe hier

seit sieben Uhr.« Ich: »Ich auch.« – Keine Chance.

Freitag. Ich quäle mich um sechs Uhr morgens aus dem Bett. Nur fünf Stunden geschlafen. Um sieben Uhr stehe ich mit wenigen Menschen vor der noch verschlossenen Türe. Einige Minuten später kommt ein Mann von innen und klebt einen Zettel an die Glastür: Heute geschlossen. Keine

Begründung. Darunter steht in kleinerer Schrift: in dringenden Fällen rufen Sie... – Ja, ich kenne die Nummer.

Der Junge hinter mir recherchiert mit seinem Smartphone und fragt verärgert: Warum steht da nichts im Internet? Da kommt lächelnd der Sozialarbeiter aus Südafrika, der gestern vor mir stand und nach einer Stunde wegen seiner Arbeit gehen musste. Gestern wurde ihm versichert, dass am Freitag normal geöffnet ist. Der Junge muss am Montag reisen. Der Mann hinter der Glastür macht ihn auf die Telefonnummer aufmerksam. Ich rate ihm, er soll 20 Sekunden vor acht anrufen, vielleicht hat er dann mehr Chancen, durchzukommen.

Montag. Ich fange an, mich an das Aufstehen um sechs Uhr zu gewöhnen. Kurz vor sieben bin ich wieder dort. Die Schlange zieht sich bis auf die untere Treppe. Der Sozialarbeiter aus Südafrika steht drei Positionen vor mir. Wir grüßen uns. Er fragt mich, wann man wohl aufstehen müsste, um schneller rein zu kommen. Er muss um neun bei der Arbeit sein. Hinter mir ist eine junge Frau, die auf Krücken steht. »Probleme mit den Knien«, erzählt sie. Ich biete ihr an, vorzugehen. »Nein, es geht schon«, antwortet sie. Im Unterschied zu ihr gibt es auch die, die versuchen, sich vorzudrängeln. Um neun komme ich ins Wartezimmer. Ich sitze neben einem der drei Schalter und bekomme alle Geschichten mit. Der deutsche Mann einer Philippin: »Das habe ich schon gehört – ich brauche Informationen, die mich weiter bringen...«

Nummer 42. Ich bin dran. Obwohl ich alles dabei habe, bekomme ich plötzlich ein komisches Gefühl, als ob wieder etwas schiefgehen könnte. Um 9 Uhr 20 verlasse ich den Raum mit meinem neuen Dokument. Ich gehe die Treppe – voller Menschen – runter. Endlich habe ich die Odyssee hinter mir.

InWörterbuch Rassismus

Von Nikita Sivertsev

Meist wird angenommen, dass Rassismus eine Ausgrenzung aufgrund biologischer Eigenschaften wie Hautfarbe sei. Doch hat sich Rassismus längst von dem Begriff »Rasse« losgelöst.

Rasse hat etwas mit der genetischen Abstammung der Menschen zu tun. Früher wurde behauptet, dass Menschen aufgrund dieser »natürlichen« Herkunft vorbestimmt sind, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten. Heute argumentiert keiner so. Heute wird von der Kultur ausgegangen, die den einzelnen Menschen soweit prägen soll, dass dieser in all seinen Handlung von ihr abhängig bleibt. Der biologische, »natürliche« Rassismus ist heute dem kulturellen gewichen. Der Grundzug aber bleibt: ein Mensch habe nicht die Macht sich von seiner Herkunft zu lösen.

Rassisten wollen stets die »Rückkehr« zu ihrer als verloren angesehenen Identität. Aus diesem Grund sehen sie ihre Bestimmung darin, die »Unpassenden« abzusondern. Um sich selbst zu definieren brauchen Rassisten Fremde, die sie ausgrenzen können. Sie berufen sich auf die (scheinbar) prinzipiellen Unterschiede zwischen Kulturen, die nicht überwunden werden dürften. Es wird von einer homogenen Gesellschaft ausgegangen, die es um jeden Preis zu erhalten gilt. Ein solcher Mensch ist kein einfacher Xenophob, welcher nur Angst vor dem hat, was er nicht kennt. Rassisten hingegen verpacken ihre Ängste in Theorien, die Ausgrenzung legitimieren sollen. Eine Theorie, die Menschen von vornherein ausschließt, muss nicht unbedingt auf biologischen Faktoren basieren. Es ist im Grunde auch egal, wie argumentiert wird. Wenn diskriminierende Aktionen als »Abwehrreaktionen« gegen das bedrohliche Fremde bezeichnet werden, dann ist es Rassismus. Wenn Menschengruppen als prinzipiell schädlich bezeichnet werden, weil sie angeblich so etwas wie kulturelle Identität zerstören, dann ist es Rassismus.

Die AfD bietet nun ein politische Heimat für alle, die rechts am Rand der Mitte stehen. Eine neue Statistik der Bundesregierung legt dar, dass in den ersten drei Monaten dieses Jahres 3500 rechte Straftaten registriert wurden.

Aber wie nehmen geflüchtete Menschen diese Entwicklung wahr? Wir haben mit drei von ihnen gesprochen.

Ibrahim, 26 Jahre alt, genießt vor allem die Ruhe nach Jahren der

Beruhet aber nicht jede Kultur gerade auf der Überwindung animalischer Instinkte, darauf dass Menschen nicht unreflektiert aus Angst vor dem Fremden gleich die Zähne fletschen? Sind somit nicht alle Rassisten gegen jede Kultur?

■ Anmerkung der Redaktion. Neulich wurde im Prozess zwischen dem AfD-Funktionär Oliver Kloth und Radio Dreyeckland entschieden: Kloth darf als »rassistischer Anwaltsredner« bezeichnet werden. Einer der Hauptgründe dieser Entscheidung war das neue wissenschaftliche Verständnis dieses Wortes.



▲ Tellerland ist abgebrannt.
Foto: kwasibanane

Rechtsextreme Positionen en vogue

Was Geflüchtete dazu sagen

Die Gespräche führte Luis Trunk de Flores

Deutschland driftet nicht nach Rechts, es traut sich vielmehr – ähnlich wie zu Beginn der 90er Jahre – wieder völkisch nationale Parolen, selbstbewusst zu artikulieren. Der typisch besorgte Rassist vertritt ein ganzes Arsenal rechtsextremer Positionen – als Rechter bezeichnet werden möchte er jedoch nicht.

Die AfD bietet nun ein politische Heimat für alle, die rechts am Rand der Mitte stehen. Eine neue Statistik der Bundesregierung legt dar, dass in den ersten drei Monaten dieses Jahres 3500 rechte Straftaten registriert wurden.

Aber wie nehmen geflüchtete Menschen diese Entwicklung wahr? Wir haben mit drei von ihnen gesprochen.

Ibrahim, 26 Jahre alt, genießt vor allem die Ruhe nach Jahren der

Härtefallantrag für pakistanischen Flüchtling

Von Virginia Edwards-Menz

Das Freiburger Friedensforum unterstützt einen Härtefallantrag für einen jungen Mann, der auf Grund seiner sexuellen Orientierung 2009 aus Pakistan geflüchtet ist. Ali (Name geändert) lebt in der Nähe von Freiburg und ist von Abschiebung bedroht. Seit er in Freiburg lebt, hat er gelernt sich auf Deutsch zu verständigen und ist gut

Gewalt in seiner Heimat Nigeria, wo Boko Haram sein Dorf auslöschten und seinen Vater vor seinen Augen ermordeten. Über Politik wollte er nicht mit uns reden:

»Ich bin sehr glücklich in Deutschland zu sein. Die Leute hier sind sehr nett und ich fühle mich wohl, es gibt keine Probleme mit den Menschen hier. Was passiert ist, das liegt nun hinter mir und ist egal, die Zukunft zählt.«

Dunja, 22 Jahre alt, lebt seit fünf Jahren geduldet in Deutschland und kritisiert die aktuelle Politik der Bundesregierung, die Serbien als sicheren Herkunftsstaat eingestuft hat:

»Viele der Roma sind gezwungen in illegalen Siedlungen zu leben, die nur aus Dreck und Pappe bestehen, kein fließendes Wasser haben. Rassistische Stigmatisierung und Diskriminierung ist Alltag: Regelmäßig werden uns Roma der Zugang zu Bildung, medizinischer Versorgung und Sozialhilfe oder Arbeit

verwehrt. Rassistisch motivierte Übergriffe, Räumungen der spartanischen Unterkünfte unter Aufsicht der Polizei zerstören regelmäßig unsere Lebensgrundlage aufs Neue.«

Kawtar, 43 Jahre alt, floh aus dem Irak:

»Viele kritisieren auch gar nicht den Islamismus, sondern zielen auf die Opfer dessen – so wie ich eins bin, sie generalisieren. Ich kämpfe schon lange für Frauenrechte in meiner Heimat und wurde verfolgt. Warum gibt es von der Politik keine Solidarität mit Menschen, die für die gleichen Werte kämpfen? Europa kann sich nicht abschotten, die Menschen werden trotzdem weiterhin fliehen und ein Leben in Sicherheit suchen.«

■ Luis Trunk de Flores studiert Politikwissenschaft und interessiert sich für Kulturen, den Handlungszusammenhang von Sprache und die Einbettung in einen sozialen Kontext.

Leib und Leben bedroht. Nach einem Bericht der Schweizerischen Flüchtlingshilfe von 2015 sind LGTBs in Pakistan der Gefahr von Übergriffen konstant ausgesetzt. Pakistan ist für Homosexuelle ein extrem gefährliches Land.

Der Härtefallantrag wird von vielen Menschen und Gruppen in Freiburg und Emmendingen unterstützt. Wir danken herzlich für die Unterstützung und wünschen Ali viel Erfolg.



Foto: kwasibanane

InFrage an Ergün Bulut

Wie erklären Sie sich, dass die aktuelle Lage in der Ausländerbehörde: die langen Wartezeiten, Behörden die meist nur auf Deutsch und manchmal gar grob sind?

Man ist überfordert, weil es aktuell tatsächlich sehr viele Geflüchtete gibt und viele strukturelle Hürden für die Geflüchteten, weil man jede kleinste Information über sie zu erhalten versucht. Genau aus diesem

Grund gibt es das Amt für Migration und Integration, um die wachsende Bürokratie an verschiedenen Stellen Freiburgs an einem Ort zu versammeln und ordnen. Dies ist schon mal der erste Schritt. Dann müsste man natürlich das Personal aufstocken und weiterbilden. Im Moment sind einfach nicht genügend Beamte da und sie sind der Situation nicht gewachsen. Man braucht mehr Mitarbeiter und sie müssen besser geschult sein.

Sachbearbeiter in Angelegenheiten der Migration brauchen vor allem Geduld und kulturelle Kompetenzen. Sie müssen außerdem diverse Sprachen

beherrschen, geschichtliche Hintergründe verstehen, die Geographie unterschiedlicher Länder wenigstens ansatzweise kennen. Die Menschen kommen mit sehr unterschiedlichen persönlichen Erfahrungen und Fähigkeiten, man muss von Fall zu Fall anders reagieren können. Aus diesem Grund ist auch eine psychologische Schulung der Sachbearbeiter notwendig. Das sind alles Kompetenzen, die nicht leicht erworben werden.

Trotz allem bin ich sehr optimistisch. So viele Menschen engagieren sich in Freiburg ehrenamtlich, überall wird geholfen. Nur politisch soll mehr getan werden.

■ Ergün Bulut ist seit kurzem Stadtrat im Freiburger Gemeinderat. Er ist das fünfte Mitglied mit Migrationshintergrund und das erste mit Fluchterfahrung. Ziele seiner politischen Arbeit sind den Verkauf von städtischen Grundstücken zu stoppen, um bezahlbare Wohnungen zu bewahren, und mehr in der Öffentlichkeit gegen rechte Strömungen vorzugehen. Foto: A.J.Schmidt



InTipps

Gipsy Fiesta. Konzert mit Cristofe Magaña (siehe Seite 8). ■ Fr 9. Sept. ab 20:30, La Bodega, Alte Bundesstr. 46, Gundelfingen ■ Eintritt 8 Euro

Performing Grounds. Ausstellung, Internationale Performance-Künstler, Gespräche. ■ **On Reconciliation (Versöhnung)** von Dora Garcia nimmt den zentralen Gedanken von Hannah Arendt auf, dass weder Rache noch Vergebung, sondern Versöhnung aus politischer Sicht die Antwort auf Unrecht sein muss, 10./17./24. Sept. + 1. Okt., jeweils 14 Uhr ■ **The Freiburg Review** präsentiert (Liebes)briefe im Zeitalter von Social Media. Ein Abend mit Gesprächen, So 2. Okt. 19 Uhr ■ **Ausstellung, Sa 10. Sept. – So 2. Okt.** ■ **E-Werk, Eschholzstraße 77, www.ewerk-freiburg.de/event/performing-grounds-3**

We Cross Borders. Die Freiburger Bürgerstiftung hat in diesem Jahr zwölf Geflüchtete eingeladen, ihren Blick auf die Stadt Freiburg, seine Menschen und ihre eigene Situation fotografisch zu dokumentieren. ■ Sa 17. Sept. – So 6. Nov., Museum Natur und Mensch, Gerberau 23

Sisters in African Cinema. Das Kommunale Kino stellt in einer neuen Reihe Filme von und über Frauen in Afrika vor. Afrikanische Filmemacherinnen zeigen ihre eigenen Blicke auf Alltag und Leben afrikanischer Frauen und den Kampf gegen patriarchale Strukturen und Ungerechtigkeiten. Zu Gast ist die Regisseurin Françoise Ellong aus Kamerun. ■ Mi 21. Sept., 19:30 Uhr, Kommunales Kino, Urachstraße 40

Angekommen? Ausstellung von Arbeiten syrischer Flüchtlinge, mit Cartoons und Comics des syrischen Physikers und Zeichners Ismael Razouk. ■ **Vernissage Sa 24. Sept. 18:30** ■ **ab 19:30: Dokumentarfilm »Wir sind jetzt hier – geflüchtete Frauen in Deutschland«** ■ **Ausstellung bis Fr 30. Sept., Mo–Fr 9–17 Uhr** ■ **Familienzentrum Bürkle-Bleiche, Rosenweg 3, Emmendingen**

Tag der Ausbildung. Die Stadt Freiburg bietet eine Plattform an, wo sich jeder unverbindlich über viele Berufe in Freiburg und Umgebung informieren kann. Mehr als vierzig Ausbildungsberufe werden vorgestellt. Man kann aus erster Hand Eindrücke über den Arbeitstag erhalten. ■ **Di 6. Okt., 10–16 Uhr, Rathausplatz**

Der Stern, der vom Himmel fiel ist eine Geschichte aus den Anden in Südamerika. Deutsch-Spanischer Spiel-, Mal- und Lesenachmittag für Kinder von fünf bis neun Jahren. ■ **Sa 15. Okt., 15–18 Uhr, Kinder- und Jugendmedothek im Rieselfeld, Maria-von-Rudolf-Platz 2** ■ **Eintritt frei, keine Anmeldung**

Hermann ist in Rom geboren

Drei Möglichkeiten, Haustiere zu erleben

Von Laura Biolchini

Was für einen Bezug haben Menschen zu Haustieren? Es gibt verschiedenen Kulturen? Es gibt diejenigen, die Tiere bedingungslos lieben, so wie die Frau aus Taiwan, die wegen ihres Adoptivhundes bereit ist, nach Taipei zurückzukehren, wo sie viele Verwandte hat und der Hund nie allein ist. In einer Fotoausstellung des Ausländerbeirats München, bei der Neuankommlinge ihre ersten Eindrücke von Deutschland dokumentierten, zeigten Afrikaner belustigt Hunde in Autos.

Ist das alles eine Frage der Kultur? Die persönlichen Vorlieben spielen eine große Rolle, wie Sie in den folgenden Geschichten aus drei unterschiedlichen Kulturen sehen können. In einem sind sich aber alle einig: dass wir Tiere schützen und respektieren müssen.

Marco kommt aus Italien. Seit ungefähr drei Jahren wohnt er in Freiburg und seit fünf Jahren lebt er mit seinem Kater zusammen.

Hermann, der graue Kater, ist in Rom geboren, aber Deutschland schien sein Schicksal zu sein: Er verbrachte sein erstes Lebensjahr mit einem römischen Paar, Fans deutscher Filme, daher sein deutscher Name. Hermann ist für mich ein Familienmitglied und als solches möchte er behandelt werden. Er bevorzugt die menschliche

Gesellschaft mehr als die katzige, und wenn ich Zeit mit Freunden verbringen will, muss er auch »seinen Platz am Tisch haben«, sagt Marco. Für diese und viele andere lustige und liebevolle Gewohnheiten würde Marco seinen Mitbewohner niemals verlassen. Schade, dass es so viele Probleme gab, um nach Freiburg umzuziehen und dass er anfangs in Müntertal (30 Kilometer entfernt von Freiburg) wohnen musste, weil Hausbesitzer in Freiburg nicht akzeptieren wollten, dass er mit einer Katze lebte. Die Deutschen sind große Tierliebhaber, aber auch sehr vorsichtig, wenn es darum geht, Wohnungen zu vermieten.

Aus Glasgow, Schottland, kommt Lewis. Haustiere hat er in Freiburg nicht und zur Zeit will er auch keine haben. Nicht, weil er Tiere nicht liebt, sondern weil er jetzt die Freiheit schätzt, keine zu haben.

Seit er ein Kind war, hatte seine Familie schon immer Haustiere: Hunde, aber vor allem Meerschweinchen. Er weiß, wie viel Mühe und Hingabe die Pflege von Tieren erfordert, egal, wie klein sie sind, und das ist genau das, warum

er es jetzt nicht vermisst, Haustiere zu haben.

»Aber ich schließe nicht aus, einen Hund oder eine Katze in Zukunft zu adoptieren, wenn ich genug Platz und Energie haben werde, mich um sie zu kümmern«, sagt Lewis. Übrigens ist er überzeugt, dass es wichtig ist, für kleine Kinder mit Tieren aufzuwachsen, denn dies zwingt sie zu einem direkten Kontakt mit der Natur und lehrt sie verantwortlich zu sein. Verschiedenheiten im Umgang mit Tieren zwischen Deutschland und Schottland sieht er keine, aber es ist sicherlich wahr, dass die Freiburger große Tierfreunde sind und dass sie Hunde und Katzen wie Familienmitglieder behandeln.

In Al-Malikiyah, Syrien, wo Mazen geboren ist, ist es selten, ein Haustier zu haben. Nur diejenigen, die in Dörfern wohnen, haben die Möglichkeit und den Wunsch einen Hund zu haben, weil sie normalerweise große Gärten haben.

Niemand aus seiner Familie hatte je Haustiere und er ist davon überzeugt, dass er selbst auch nie welche haben wird. »Als Kind hatte ich Angst von Hunden und jetzt, als Mann, verstehe ich, dass es zu kompliziert ist, Haustiere zu haben. Sie sind völlig abhängig von dir – du musst sie füttern, pflegen, ihnen genug Platz geben, viel Zeit mit ihnen verbringen und ihnen eine Menge Energie widmen«, sagt Mazen. Und weiter erklärt er: »In Syrien sind die Beziehungen zwischen den Menschen sehr wichtig und es ist Tradition, oft Familienmitglieder zu besuchen. Hier in Deutschland ist alles anders: Die Leute sind unabhängiger. Wenn sie 18 Jahre alt sind, denken sie schon daran allein zu wohnen und sie besuchen ihre Familien eher selten. Aber alleine zu wohnen, bedeutet manchmal auch sich einsam zu fühlen. Ich glaube, deswegen umgeben sie sich mit Haustieren, um dieses Loch zu füllen.«

◀ Hermann bevorzugt die menschliche Gesellschaft gegenüber der katzigen.

Foto: Marco Palone



Man kommt nicht an, wo man losgegangen ist

Über das Zurückkommen

▲ **Rückkehrer:** zerrissen zwischen Orten, Menschen und Lebenswelten
Foto: kwasibanane

Ein Gespräch von Marie Gippert mit Jan Keetmann

Ich erinnere mich an die erste Zeit in Istanbul: Viel zu entdecken, aufregend, ungewohnt, zum Teil fremd. Vermutlich nicht so überraschend: ein neuer Ort. Doch zurück in Deutschland war es plötzlich ähnlich. Ich fühlte mich fremd und empfand die eigentlich bekannte Umgebung als seltsam. Ich habe zwei Jahre in Istanbul gelebt. Jan war 15 Jahre Korrespondent in Istanbul und hat dort geheiratet. Die Familie kam 2012 nach Staufen. Wir beide sprechen darüber, wie es war, nach längerer Zeit nach Deutschland zu kommen.

Jan: Es war zunächst mal seltsam, dass fast alle auf der Straße Deutsch sprechen. Es kam mir irgendwie so altbacken, so überholt, so fremd vor. Ich ertappte mich, dass ich erschrak, wenn jemand neben mir Deutsch sprach. Klar weißt du, in was für ein Land du kommst, aber so das Gefühlsmäßige. Es war alles etwas überholt. Andererseits war natürlich nicht alles so, wie ich es verlassen habe. Dafür war die Zeit zu lang.

Marie: Wie hast du in Istanbul gewohnt?

Jan: Ich bin oft umgezogen. Zunächst hatte ich eine kleine Wohnung. Der Vermieter schloss mich sofort ins Herz und nannte mich *Oğlum* (mein Sohn). Das änderte sich, als es plötzlich begann, in die Wohnung zu regnen. Später wohnte ich mit Blick über Bosphorus und blaue Moschee. Als Familie lebten wir in einem Altbau in Şişli. Von der schlechten Luft bekam meine Tochter Husten. Die Ruhe, frische Luft und Natur in Staufen waren erholsam. Gleichzeitig fehlten mir Großstadttreiben, Offenheit und Vielfalt. Im Kontrast kamen mir die akkurat gepflegten Gärten so reglementiert vor. Und wie war es bei dir?

Marie: Ich fand die Straßen so leer und hatte das Gefühl, etwas stimmt mit meinen Ohren nicht: Ich höre nichts. Bis ich mich an die Ruhe gewöhnt hatte. Ungewohnt waren auch WG-Regeln: Putzplan, Fächer im Kühlschrank etc. In Istanbul kam es mal vor, dass was fehlte, aber es wird alles geteilt.

Jan: Ja, Regeln. Vieles ist ja Ländler übergreifend: Eine türkische Site (Wohnsiedlung) ist genauso spießig wie ein deutscher Villenvorort. Aber Prinzipienreiten finde ich sehr deutsch. Ich kann es ja selber, trotzdem stört es mich. In der Türkei

schimpfen die Leute, oder sonst was, aber suchen nicht nach abstrakten, unter Umständen grad erfundenen Regeln. Da war z. B. ein Radfahrer, der die Haltelinie überschritt: völlig ungesetzlich. Ein Fußgänger hat das sofort erkannt, ihn mit dem Regenschirm auf den Kopf geschlagen und ging dann sehr befriedigt weiter. Das ist natürlich ein extremes Beispiel. Aber auch an Supermarktschlangen haben Leute eigene Regeln.

Marie: Gibt es etwas, was dir in Istanbul gefehlt hat?

Jan: Zunächst war es nicht ganz einfach, Freund*innen zu finden. In Deutschland war ich im linksalternativen Milieu, das gibt es in der Türkei eher in der Jugendkultur. Gleichzeitig fehlte mir der eigene türkische politische Hintergrund. Ich konnte mich einarbeiten und dazu lernen. Aber es war es nie Eigenerfahrung. Ich hatte auch deutsche Freund*innen, aber wollte nicht in einer Community leben.

Marie: Ich hatte da Glück. Ich zog bei einem türkischen Bekannten in die WG und wurde schnell in Familien und Freundeskreise aufgenommen. Zunächst hatte ich auch deutsche Freund*innen. Manches war da leichter zu teilen, sprachlich oder kulturell. Später gab es Dinge, die ich besonders mit Freund*innen in der Türkei teilen konnte, andere mit denen in Deutschland. Oft eher persönliche als kulturelle Unterschiede. Mit der Zeit fühlte ich mich zerrissen: zwischen Orten,

Wörter, die im Deutschen fehlen: Schlagbaumi

Von Ketevan Bakhia

Liebe Leserinnen und Leser, heute möchte ich Ihnen an dieser Stelle gestehen, welches Wort mir persönlich in der deutschen Sprache fehlt: Es fehlt mir oder es fehlt mir nicht. Ich suche es oder ich suche es nicht. »Schlagbaum-i« ist heute das Wort meiner Wahl.

Es stimmt, das Wort klingt deutsch und ist auch ein dorthier stammendes Wort-Gebilde. Doch nennen Sie mal die Schranke, die einen Waldweg für unerwünschte Autofahrer verriegelt, »Schlagbaum« – Sie werden regelrecht ausgelacht. Jedenfalls wurde ich schon ein paar Mal ausgelacht. Als ich entdeckte, dass »Schlagbaumi« weder ein georgisches noch ein russisches Wort ist, war ich – ehrlich gesagt – überrascht. Gleichzeitig aber auch froh, da ich nun im Stande war, das Wort von innen und von außen genauer kennen zu lernen.

In meinen frühen Erinnerungen gibt es die »Schlagbaumi« – und ich meine Schranken im wahren Sinne des Wortes – nicht in Wald und Einsamkeit. Auf diese meine »Schlagbaumi« hatte mindestens ein Wachmann mindestens ein Auge, und er befolgte aus seiner Sicht damit einen äußerst wichtigen Auftrag, viel mehr als nur »belanglosen Naturschutz«.

Ich möchte für Sie als Leser hier einen Satz formulieren – frei übersetzt, aber die deutschstämmigen Vokabeln stimmen genau so – einen Satz, der ganz und gar mit für mich im heutigen Deutschen fehlenden und im Georgischen alltäglichen Begriffen gebildet ist. »Ein Wachteri mit einem Halstuchi steht neben einem Schlagbaumi, isst ein Butterbrotti, schaut auf ein Zifferblatti und freut sich, dass er ein Platzkartis Bileti in der Tasche hat und er bald den Posti verlassen und zum Parikmacheri (Frisör) gehen kann.« Wenn ich ganz, ganz ehrlich bin und neben dem Wachmann noch ein Germanuli-Schäferhund auftaucht, dann hoffe ich innig, dass ich dieses Bild nie mehr in Wirklichkeit sehen muss.

Menschen und Lebenswelten. Eine Erfahrung, die nicht leicht zu teilen ist, wenn sie nicht selbst erlebt wird.

Jan: Ähnlich beim Zurückkommen. Es heißt ja, man kann nicht zweimal in den gleichen Fluss steigen. Man kommt nicht da an, wo man losgegangen ist, weil sich alles verändert.

► Ein kleines Geschenk für Hermann
überreicht von: kwasibanane



»Curry Reis oder Gyūdon?«
Das ist immer die erste Frage,
wenn mein japanischer
Mann und ich spät abends
vor dem Verkaufsautomaten
im Yoshinoya in Frankfurt
stehen. Meine Wahl fällt da-
bei immer auf Gyūdon.

Yoshinoya ist als das McDonalds Ja-
pans verschrien. Sein Bestseller Gyūdon
ist aber eine beliebte Speise der japani-
schen Durchschnittsfamilie. So essen

Meine ersten Ein- drücke von Freiburg

Eine Rubrik in Kooperation
mit dem Goethe-Institut

*Das Wetter ändert sich ständig. In
einem Moment scheint die Sonne, im
nächsten regnet es und dann scheint
wieder die Sonne.*

Irache, Spanien

*Ich finde seltsam, dass die Läden alle
am Sonntag geschlossen haben. Da-
ran kann ich mich nicht gewöhnen.*

Ivanna, Mazedonien

*Neu für mich war das Pay After im
Kino. Echt coole Sache.*

Simon, Frankreich

*Mir fehlt der Strand. Grade jetzt im
Sommer. Außerdem vermisse ich
frisches Obst und Gemüse.*

Irache, Spanien

▼ Unsere
geliebte Heimat
rückt mit jedem Bissen ein
wenig näher.

Foto: Denise Nashiba, Illustration:
freevector.com / Lisa, bearbeitet
von kwasibanane

Gyūdon 牛丼

Japan in der Schale

Von Denise Nashiba

wir das fleischige Gericht sehr gerne
bei meinen Schwiegereltern in Yoko-
hama, bei Verwandten oder Freunden.
In Deutschland ist es auch für unsere
Gäste immer ein Gaumenschmaus. In
Japan allgegenwärtig, verströmt es den
Duft von kalten Abenden am Elektro-
ofen, durchzechten Karaoke-Nächten
und dem durchdringenden Ton von
Schulglocken. Unsere geliebte Heimat
rückt somit ohne teures Flugticket mit
jedem Bissen ein wenig näher.

Der Geschmack von Gyūdon (Gyū
= Rind, Don = eine Schale mit Reis) ist
ein typischer Tokio-Geschmack, der
sich in Deftigkeit und Süße von dem
traditionellen Kyoto-Geschmack un-
terscheidet. Oft Grund für Querelen,
hat sich mittlerweile in vielen Städ-
ten das laute und ungeduldige Tokio
durchgesetzt, während das elegante
Kyoto seine Vorherrschaft weiterhin
in der Region um Kyoto und Osaka
behauptet. Grundstein für den Schei-
deweg legte die Versetzung der Re-
gierungshauptstadt (1603) von Heian
(Kyoto) nach Edo (Tokio). Während der
Kaiserhof mit seinen Adligen zurück
blieb und weiterhin den Sinn des
Lebens in seiner Einfachheit suchte,
zogen Händler und Handwerker mit
dem neuen Militärherrscher nach Edo.
Diese bevorzugten durch ihre schwere
körperliche Arbeit eine neue def-
tige, kalorienhaltige Küche. Nun
entstanden Gerichte wie Gyū-
don. Überraschenderweise ist
auch Sushi ein Produkt aus
jener Epoche: Edokko (Kinder

Edos) sind bekannt für ihre Ge-
duldlosigkeit; sie aßen den frisch
gefangenen Fisch als eine Art
Fast Food einfach roh.

Gegessen wird in Japan tra-
ditionell mit Stäbchen. Dabei ist
es nicht unfein die Reisschüssel
ab und zu zur Unterstützung an den
Mund zu führen und den Reis mit den
Stäbchen hinein zu schaufeln. Aber
Vorsicht! Stäbchen dürfen keinesfalls
im Reis stecken bleiben, dies wird nur
bei Beerdigungen und Opfergaben
vor Altären gemacht. Reis, Suppe und
Salat werden immer gleichzeitig ser-
viert. Warme Speisen sollten jedoch
mit Vorzug gegessen werden, da das
Abkühlenlassen als respektlos gilt.
Vor dem Essen sagt man *Itadakimasu*,
mit dem man das *Leben* in der Schale,
egal ob Reis oder Fleisch, vor sich ehrt.
Nach dem Essen sagt man *Gochisōsa-
madeshita*. Dies ist ein Ausdruck der
Dankbarkeit gegenüber dem Koch und
dem verzehrten Gericht, dessen Leben
man in sich aufgenommen hat.

■ Die Freiburgerin **Denise Nashiba** studierte
Japanologie, arbeitete in Tokio und sieht Japan
als ihre zweite Heimat.

Rezept für zwei Personen

● 2 Zwiebeln ● 250 g gut marmoriertes
Rindfleisch (z. B. Lende) ● 60 ml Sojasoße
● 4 gestrichene Esslöffel Rohrzucker / 100 ml
Mirin (japanischer Reiswein) ● 140 ml Rin-
derbrühe/Dashi (japan. Fischfond) ● 1 cm
geriebener Ingwer ● 2 Stangen Frühlings-
zwiebeln ● Reis (oder andere Beilage)
● Optional: wenig Rotwein ● Pflanzenöl
(z. B. Rapsöl, Distelöl, kein Olivenöl)

● Rindfleisch auf Rouladen-Dicke, dann in
etwa 1 cm dicke Scheiben schneiden.

● Zwiebeln halbieren und ebenfalls in 1 cm
dicke Scheiben schneiden.

● Wasser mit Rinderbrühe/Dashi vermengen,
Sojasoße, Zucker (optional Wein) und geriebener
Ingwer gut untermengen. ● Rindfleisch und
Zwiebeln hinzugeben, gut mischen und mehrere
Stunden ziehen lassen. ● Reis zubereiten.
● Pfanne erhitzen und Masse hineingeben.
● Auf kleiner Hitze köcheln lassen, bis die
Flüssigkeit größtenteils verdampft ist.
● Frühlingszwiebeln auf wenige Millimeter-
dicke zuschneiden. ● Fleisch mit Fond und
Frühlingszwiebeln auf Reis garnieren.

Tipp: für den Geschmack ist es sehr wichtig,
dass das Fleisch sehr dünn ist. Am besten
beim Metzger bereits auf gewünschte Dicke
zuschneiden lassen.

